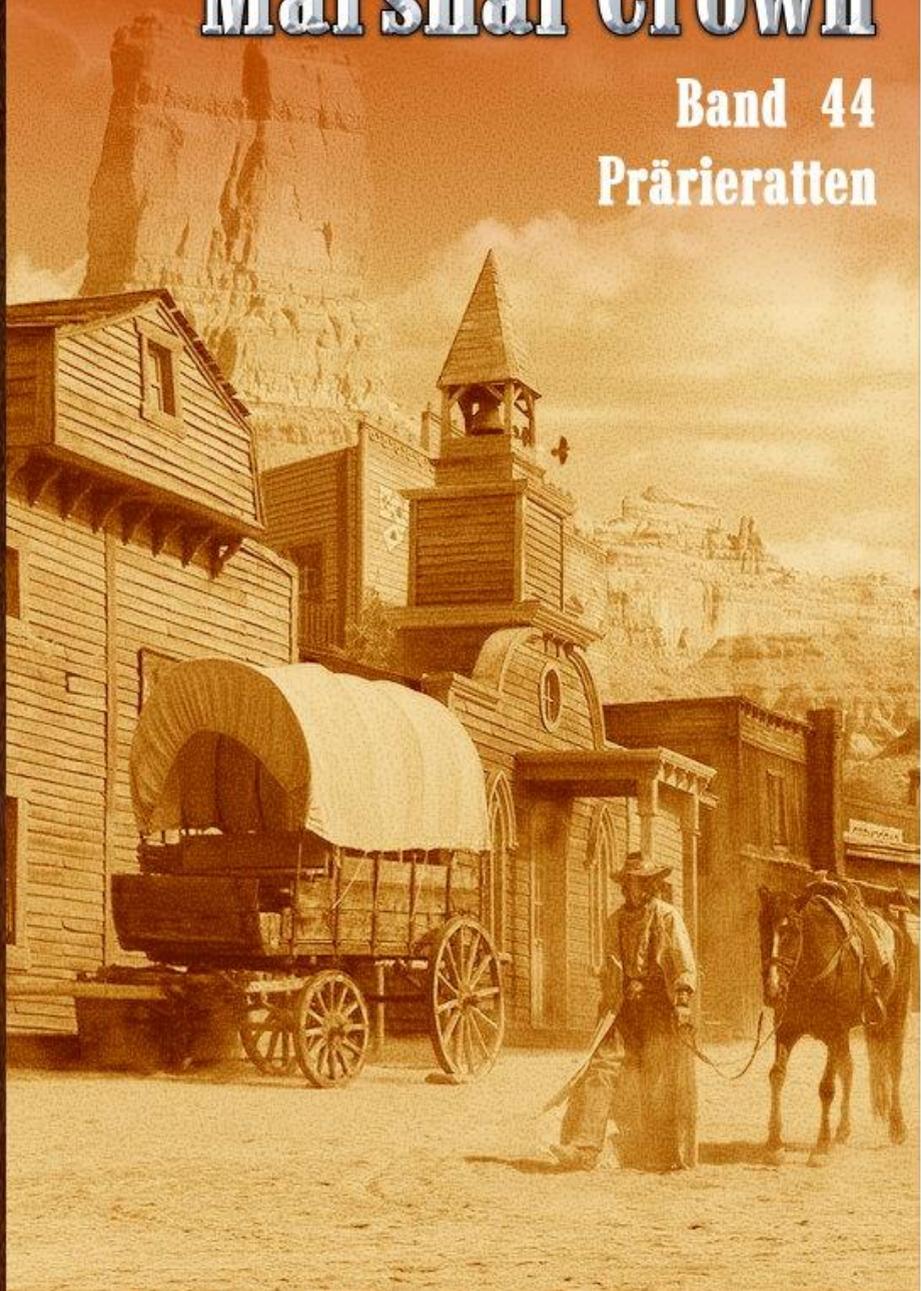




C. C. Slaterman

# Marshal Crown

Band 44  
Prärieratten



WESTERNSERIE





C. C. Slaterman

**Marshal Crown**

**Prärieratten**

Western

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2021 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2021 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Prärieratten

»Wo willst du hin?«

Conrad Lindemann hatte seine Decke zurückgeschlagen und war gerade im Begriff sich zu erheben, als ihn die Stimme seiner Frau mitten in der Bewegung verharren ließ.

Langsam drehte er sich um.

»Ich will nur kurz nach den Tieren sehen, sie sind plötzlich so unruhig.«

Henriette, seine Frau, richtete sich jäh von ihrem gemeinsamen Nachtlager auf, das sie nach Einbruch der Dämmerung im Planwagen hergerichtet hatte.

»Warum, sind wir in Gefahr?«, fragte sie sorgenvoll.

Conrad schüttelte kurz den Kopf und lächelte milde.

»Nein, alles gut, das wird sicherlich nur ein Kojote sein, der hier ums Lager streicht. Du brauchst keine Angst zu haben.«

»Ich habe aber Angst«, sagte Henriette, in deren Stimme jetzt deutlich die Verzweiflung mitschwang.

»Beruhige dich, Liebste, solange ich bei dir bin, bist du in Sicherheit. Das weißt du doch«, erwiderte ihr Mann und strich ihr mit einer zärtlichen Geste über die Wange.

Henriette nickte stumm, beugte sich vor und legte ihre Hand auf die Schulter ihres Mannes.

»Ach Conrad, ich weiß nicht, ob es wirklich so ein guter Gedanke war, unsere Heimat zu verlassen und in dieses Land zu kommen. Hier ist alles so wild, so barbarisch und ...«

Das aufgeregte Schnauben eines ihrer Zugochsen ließ sie augenblicklich verstummen.

Conrad nahm die Hand seiner Frau von der Schulter, fuhr in seine Hose und kroch aus dem Planwagen nach draußen. Nach einem kurzen Rundumblick ging er auf die beiden Och-

sen zu, die er nach Einbruch der Dunkelheit neben ihrem Cocestoga Schoner an einem Baum angebunden hatte.

Unwillig schüttelte er dabei den Kopf.

Allmählich war er Henriettes Gejammer leid. Seit sie den ersten Fuß auf den Boden von Texas gesetzt hatten, hing sie ihm mit ihrem Widerwillen gegen dieses Land in den Ohren. Dabei war es doch gerade sie gewesen, die ihn vor etwas mehr als anderthalb Jahren in seinem Wunsch bestärkt hatte, ihre deutsche Heimat zu verlassen, wo ihnen Steuern, Abgaben und Verordnungen fast die Luft abschnürten, um hier in der Neuen Welt noch einmal von vorne anzufangen. Er wusste bis heute nicht, was sie zu diesem Sinneswandel veranlasst hatte, er wusste nur eines, das Wesen einer Frau würde selbst für einen verheirateten Mann wie ihn ein ewiges Mysterium bleiben.

Unterdessen hatte er die beiden Ochsen erreicht, die bei seinem Anblick sichtlich ruhiger wurden. Erleichtert, die Tiere wohlbehalten anzutreffen, klopfte er ihnen aufmunternd auf den Rücken.

»Na ihr zwei, wieder alles okay?«

Im selben Moment, in dem er die Frage stellte, hörte er hinter sich ein leises Knirschen im Sand. *Jetzt schleicht sie mir auch noch hinterher*, dachte Conrad noch, als ihn im gleichen Augenblick etwas mit solcher Wucht am Hinterkopf traf, dass er allein durch den Schmerz, der durch seinen Körper raste, das Bewusstsein verlor.

Henriette hörte zwar, wie ihr Mann draußen mit einem dumpfen Stöhnen zu Boden fiel, trotzdem eilte sie ihm weder zur Hilfe, noch ergriff sie das Gewehr, das er wie jede Nacht schussbereit neben ihre Lagerstatt an die Wagenbordwand gelehnt hatte.

Stattdessen blieb sie wie angewurzelt auf ihrer Bettdecke sitzen und starrte reglos nach vorne über den Kutschbock in die Dunkelheit hinaus. Als sie sich endlich dazu durchrang, nach dem Gewehr ihres Mannes zu greifen, war es längst zu spät.

Sie merkte noch, wie der Conestoga Schoner etwas schwankte, weil sich jemand am hinteren Eingang zu schaffen machte, dann legte sich auch schon eine hornige Hand auf ihren Mund und nahm ihr den Atem.

Eine andere berührte ihre Brüste.

»Mein Gott, was für Titten«, hörte sie eine rauchige Stimme sagen.

Gleichsam von Ekel, Scham und Entsetzen erfüllt verdrehte sie die Augen und sank mit einem Seufzer in eine gnädige Ohnmacht, die allerdings nur Sekunden andauerte.

Als sie wieder zu sich kam, war das Gesicht eines Mannes, das nur aus Haaren zu bestehen schien, das Erste, was sie erblickte. Fingerdicke, verfilzte Zotteln hingen ihm wirr in die Stirn bis hinab zu den buschigen Augenbrauen. Der Rest von seinem Gesicht war von einem struppigen und unglaublich schmutzigen Bart bedeckt, der von den Wangen bis hinab zum Kinn wie dichtes Gestrüpp wucherte.

Dazwischen waren nur zwei wasserhelle Augen, eine riesige Säufernase und ein grausam verzogener Mund zu erkennen, in dem nur noch ein knappes Dutzend gelbbrauner Zahnstümpfe zu sehen war.

Der ganze Mann roch derart nach Schweiß, Urin, Holzrauch und erkalteter Asche, dass sie einen erneuten Schwächeanfall geradezu herbeisehnte, erst recht, als das grobschlächtige Scheusal sie fragte, ob sie schon einmal von einem richtigen Mann durchgezogen wurde.

Aber dieses Mal blieb ihr die Ohnmacht versagt, denn der Mann kniff ihr derart brutal in die rechte Brust, dass sie vor Schmerzen aufschrie.

Ihr Schrei war kaum verklungen, als draußen vor dem Wagen die schrille Stimme einer Frau zu hören war.

»Gus, du alter Hurenbock, was machst du da drinnen mit der Frau? Kommt sofort aus dem Wagen raus, aber alle beide, sonst kratze ich euch die Augen aus!«

Der Mann, den die Frauenstimme Gus genannt hatte, grins-te. Dann versetzte er Henriette einen Schlag zwischen die Schulterblätter, der sie fast bis zum Ausgang beförderte.

»Du hast ja gehört, was meine Alte gesagt hat, also los, raus mit dir.«

Kaum hatte sich Henriette Lindemann wieder aufgerappelt, traf sie ein zweiter, noch härterer Schlag, der sie kopfüber aus dem Wagen beförderte.

Einen Moment lang blieb sie benommen auf dem vom Regen der letzten Tage aufgeweichten Boden liegen, während die ihr unbekannte Frau ein meckerndes Lachen ausstieß. Weinend versuchte Henriette sich auf die Knie zu stemmen. Doch sie kam nicht dazu, denn Gus, der inzwischen aus dem Wagen gekommen war, trat ihr ohne Vorwarnung in die Rippen.

»Habe ich dir gesagt, du sollst aufstehen?«

Die Wucht des Stiefeltritts schickte Henriette erneut zu Boden, wo sie wie ein Käfer mit ausgestreckten Armen und Beinen auf den Rücken liegen blieb. Tränen liefen ihr über das dreckverschmierte Gesicht, während sie reglos auf dem Boden lag und dem Treiben der beiden Fremden zusah.

Während der bärtige Mann frisches Holz im heruntergebrannten Feuer ihres nächtlichen Camps nachlegte, kletterte

die Frau in den Wagen.

Die Geräusche, die kurz danach aus dem Wagen drangen, ließen darauf schließen, dass sie drinnen alles auf den Kopf stellte und nach Wertsachen durchwühlte. Inzwischen bemerkte Henriette im Feuerschein des auflodernden Lagerfeuers, das sich zwei weitere Gestalten an ihrem Wagen eingefunden hatten. Die beiden, ein junger Mann und eine Frau etwa gleichen Alters, sahen wie die jüngere Ausgabe der beiden Räuber aus, die sie mitten in der Nacht überfallen hatten. Die Frau ging wortlos an ihr vorbei und kletterte ebenfalls in den Wagen, indessen der Mann neben sie trat und sie neugierig betrachtete.

»Na Sohnemann, nicht hässlich die Alte, oder?«, fragte der Bärtige vom Feuer her.

»Mit der hätten wir bestimmt beide Spaß.«

Als der Angesprochene lachte und mit der Stiefelspitze ihr Nachthemd nach oben schob, drehte Henriette ihr Gesicht zur Seite und fing leise an zu wimmern.

\*

Billy Blue Eye Dixon kam von Westen her aus den Bergen.

Zügig lenkte der junge Cowboy mit den strahlend blauen Augen, denen er seinen Beinamen zu verdanken hatte, den einspännigen Kastenwagen über den holprigen Gebirgspfad nach unten ins Tal. Kurz bevor der Weg in den Overlandtrail mündete, der am Fuß der Berge vorbei direkt in das kleine Städtchen Georgetown führte, zog er die Zügel wieder an, um den Wagen langsam, aber dafür sicher über die vor ihm liegende Schotterpiste zu bringen, die vom Regen der letzten Tage aufgeweicht war. Trotzdem geriet der Wagen mehrmals

ins Schlingern, weil das lose Geröll immer wieder unter dem Gewicht des Gespanns wegbrach.

Billy Blue forderte das Zugpferd erst wieder zu einer schnelleren Gangart auf, als sich das Fuhrwerk auf der gut ausgebauten Wagenstraße befand.

»Hea«, brüllte er und knallte ungeduldig mit der Peitsche.

Wenn er die Stadt noch vor dem Mittag erreichte, konnte er zum Abendessen wieder zurück im Mannschaftshaus sein. Die Einkaufsliste, die ihm Stuart Randall, sein Rancher, mitgegeben hatte, war diesmal nicht besonders lang, seiner Einschätzung nach würde der Aufenthalt in der Stadt nicht länger als ein oder zwei Stunden dauern.

Dixon hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er sich erneut nach der Wasserflasche bückte, die zwischen seinen Füßen auf dem Boden des Wagenbocks lag.

Durch den lang anhaltenden Regen war es in den letzten Tagen zwar merklich kühl geworden, aber in der Zwischenzeit hatte die Spätsommersonne wieder so viel an Kraft gewonnen, dass es allmählich stetig wärmer wurde.

Fast zu warm für Ende September, wie Dixon befand, dessen Kehle sich mit jeder zurückgelegten Meile immer rauer und trockener anfühlte. Gierig setzte er die Flasche an die Lippen, trank einen großen Schluck daraus und verstaute die Flasche, nachdem er sie zugeschraubt hatte, wieder zwischen seinen Füßen.

Für einen Moment nahm Dixon dabei den Blick vom Weg.

Als er den Kopf wieder hochnahm, lag plötzlich die Frau vor ihm.

Mitten auf dem Trail!

Sie hatte die Arme und Beine in geradezu grotesker Art und Weise von sich gestreckt und ihr Gesicht war voller Blut.

Der Cowboy brachte das Kutschenpferd mit einem harten Zügelruck abrupt zum Stehen, was der ansonsten gutmütige Wallach prompt mit einem ärgerlichen Schnauben quittierte. Dixon, der genau wusste, dass der Vierbeiner eine solch ruppige Behandlung nicht gewohnt war, sprang auch sofort vom Wagenbock und entschuldigte sich.

»Sorry alter Freund«, sagte er leise, während er dem Tier beruhigend auf die Kruppe klopfte. »Das war keine Absicht, aber du musst zugeben, ein solcher Anblick kann selbst den stärksten Mann aus den Stiefeln holen.«

Das Schnauben, mit dem der Wallach antwortete, während der junge Cowboy auf die blutverschmierte Frau deutete, klang fast so, als hätte das Tier den Sinn seiner Worte begriffen.

»Danke für dein Verständnis«, sagte Dixon mit einem Grinsen, wurde aber sofort wieder ernst. Seine Augen zogen sich zu schmalen Schlitzern zusammen und in seinem Kopf wirbelten die unmöglichsten Gedanken durcheinander, während er auf die junge Frau zuging, die immer noch reglos mitten auf der Überlandstraße lag.

Seine Blicke blieben dabei fortwährend auf ihrer zerfetzten Leinenbluse hängen, deren klägliche Überreste kaum noch etwas verdecken konnten. Im Gegenteil, die dunklen Stofffetzen waren derart auf ihrem Oberkörper verteilt, dass sie ihre entblößten Brüste in einer geradezu unverschämten Weise zur Geltung brachten.

Billy Blue schluckte.

Er war schließlich nicht aus Stein und deshalb schluckte er erneut, als er vor der Frau in die Knie ging, um nachzusehen, ob und wie er ihr helfen konnte. Instinktiv achtete er dabei mehr auf ihre Brüste und die steil aufgerichteten Nippel als

auf das, was um ihn herum passierte.

Es sollte Billy Blues letzter Fehler in diesem Leben sein.

Er hörte noch das nervöse Schnauben seines Wallachs und das Knirschen von Stiefeln im Sand, dann wurde ihm auch schon ein Mehlsack über den Kopf gestülpt und zwei Hände legten sich um seinen Hals.

Billy Blue merkte sofort, wie ihm die Luft knapp wurde.

Panik machte sich in ihm breit.

Verzweifelt ruderte er mit den Armen und schlug wild um sich.

Und er hatte Glück!

Irgendwie gelang es ihm, den hinterhältigen Angreifer zu treffen. Er spürte, wie seine Rechte auf etwas Weiches traf, und hörte einen lauten Schmerzensschrei, dem sogleich ein wütender Fluch folgte. Gleichzeitig waren auch die Hände um seinen Hals verschwunden.

Triumph erfüllte ihn, als er sich wieder aufrichtete, aber das Schicksal gönnte ihm seinen Erfolg nur für die Dauer eines Atemzuges.

Im gleichen Augenblick, in dem er sich den Mehlsack vom Kopf riss, spürte er, wie ihm jemand ein Messer in den Bauch stieß. Dixon zuckte zusammen und ächzte stöhnend, als der scharfe Stahl in ihn eindrang. Er merkte noch, wie ihm die Knie weich wurden und er zu Boden sackte. Der plötzliche Schmerz, der in seiner Brust tobte, als sich die Klinge erneut in seinen Oberkörper bohrte, war das Letzte, was er wahrnahm.

Danach war nichts mehr.

\*

»Ha!«, stieß Kate Snyder hervor, indes sie den toten Cowboy mit einem geradezu verächtlichen Blick musterte.

»Habe ich es dir nicht gesagt? Ich muss mir nur ein paar zerquetschte Wildkirschen ins Gesicht schmieren, damit es so aussieht, als ob ich blute, und meine Titten zeigen, und schon fällt jeder Schwanzträger in ganz Texas auf mich herein.«

»Kate!«, zischte Jack Snyder entrüstet.

Obwohl er wusste, wie vulgär seine Schwester war, entsetzte ihn ihre Wortwahl immer wieder.

»Was denn?«

»Mäßige dich, du hörst dich ja an wie eine Hure aus dem Puff von Georgetown.«

Kate lachte laut auf. »Und wenn schon, ich sag halt immer, was ich denke. Ich lass mir den Mund nicht verbieten.«

»Von mir aus, aber musstest du den Cowboy unbedingt gleich abstechen?«

Kate Snyders Kopf wirbelte augenblicklich zur Seite. Dabei stemmte sie schwungvoll die Hände in die Hüften, ungeachtet dessen, wie sie mit dieser Bewegung ihrem Bruder dabei die nackten Brüste förmlich unter die Nase hielt.

»Sollte ich vielleicht damit warten, bis er dich totgeschlagen hätte? Sieh dir doch bloß mal deine Fresse an, wo er dich getroffen hat.«

Jack Snyder zuckte zusammen und strich sich erneut über seine rechte Wange, die inzwischen feuerrot und geschwollen war.

»Ist ja okay, aber was machen wir jetzt mit ihm?«

»Na, was wohl, ausziehen! Seine Klamotten, die Stiefel und der Colt bringen uns beim nächsten Markttag mindestens zwanzig Dollar. Wenn wir das Pferd und den Wagen auch noch verscherbeln können, hat unsere Family für die nächs-

ten vier Wochen ausgesorgt.«

»Wenn unser Alter vorher nicht wieder alles in die eigene Tasche steckt oder es versäuft«, knurrte Jack ungehalten.

Kate Snyders Gesicht verhärtete sich jäh.

»Das wird er diesmal nicht, dafür werde ich schon sorgen.«

»Du?«, erwiderte Jack ungläubig. »Wie willst du das denn anstellen? Der Alte schlägt uns doch schon windelweich, wenn wir ihm nur widersprechen.«

»Das lass nur meine Sorge sein«, erwiderte Kate beinahe trotzig, während sie das Blut von ihrem Messer entfernte, indem sie die Klinge mehrmals in den sandigen Boden stieß. Nach einem prüfenden Blick verstaute sie es schließlich in einer verborgenen Tasche ihres knöchellangen Faltenrocks.

Dann bückte sie sich und packte den toten Cowboy an den Handgelenken.

»Los!«, herrschte sie ihren Bruder an. »Steh hier nicht rum und glotz blöd, sondern pack endlich mit an und hilf mir, den Kerl auf den Wagen zu legen. Wir müssen von hier verschwinden, bevor uns noch jemand sieht.«

»Ja doch, aber zuerst ziehst du dir wieder was an.«

Kate hob den Kopf und musterte ihren Bruder, ihre Augen begannen dabei seltsam zu funkeln.

»Wieso, gefällt dir etwa nicht, was du siehst?«, fragte sie mit gurrender Stimme.

»Do... doch, aber ...«, stotterte Jack, dessen Ohren im Bruchteil einer Sekunde genauso rot wurden wie seine angeschwollene Wange.

»Was aber?«

»Verdammt Kate, du bist meine Schwester!«

»Na und?«, erwiderte Kate provozierend und ließ ihre Zunge lasziv über die Oberlippe gleiten. »Jetzt tu nicht so, ich

weiß doch, dass du schon lange scharf auf mich bist.«

Kate spitzte die Lippen und hauchte ihrem Bruder einen Kuss zu. Jacks Gesicht wurde augenblicklich von einer flammenden Röte überzogen, was seine Schwester mit einem Lächeln quittierte, das alles versprach.

»Ich bin im Übrigen ebenfalls heiß auf dich, also wenn du willst, darfst du gerne mal bei mir einen wegstecken. Ich hab dich schon immer gemocht, wirklich.«

»Ehrlich?«, entgegnete Jack heiser.

»Wenn ich es dir doch sage. Aber jetzt lass uns erst mal von hier verschwinden. Sobald wir den Cowboy versorgt haben, zeige ich dir gerne, wie sehr ich dich mag.«

Jack nickte heftig und packte Dixon an den Füßen.

Vor lauter Nervosität stellte er sich derart ungeschickt an, dass sie den Toten erst nach dem dritten Versuch auf der Ladefläche ablegen konnten, was seine Schwester mit einem wissenden Grinsen quittierte.

Kurz darauf verließen sie die Überlandstraße und fuhren mit dem Wagen gen Westen, in Richtung des San Gabriel Rivers.

Unterdessen wurde es stetig wärmer.

Kate Snyder, die sich das Hemd des toten Cowboys übergezogen hatte, lehnte sich auf dem Wagenbock zurück und genoss den kühlenden Fahrtwind. Sie schloss ihre Augen zwar immer wieder wegen des Staubs, den das Fuhrwerk aufwirbelte, aber trotzdem blieben ihr die lüsternen Blicke nicht verborgen, mit denen sie Jack ständig musterte.

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen.

Sie hatte sich nicht geirrt, auch ihr Bruder schien ihren Reizen nicht widerstehen zu können.

*Nicht mehr lange, dann frisst er mir aus der Hand, dachte sie*

*zufrieden, und dann ist auch der Tag nicht mehr weit, an dem ich mir dieses versoffene Dreckschwein vom Hals schaffen kann, das sich mein Vater nennt.*

\*

Es war früher Vormittag.

Die Sonne wanderte allmählich im Osten am Horizont empor, als Stuart Randall nach Georgetown kam. Die kleine Stadt, unweit des San Gabriel Rivers gelegen, unterschied sich in nichts von all den vielen anderen kleinen Städtchen in Mitteltexas, egal, ob ihre Namen so hochtrabend wie Paradise City lauteten oder ob sie einfach nur Littleville hießen.

Wie überall waren auch hier die Häuser zumeist aus Holz und nur hin und wieder aus Adobelehmziegeln errichtet und die Mainstreet wurde hauptsächlich von Stores und Saloons gesäumt, während die Wohnhäuser der ehrbaren Bürgerschaft sich vorwiegend in den Nebenstraßen befanden. Mietstall, Schmiede und Postkutschenstation gruppieren sich gewöhnlich im Zentrum um einen Dorfplatz herum und meistens lag auch das Büro des Town Marshals nicht weit davon.

Georgetown machte da keine Ausnahme, und wie in allen anderen Towns war auch hier morgens kurz vor sieben, als Stuart Randall mit seinem Pferd in die Mainstreet einbog, kaum eine Menschenseele auf der Straße zu sehen.

Nur Harvey Corner, der kahlköpfige Salooner vom Silver Dollar, der gerade mit einem Besen aus zurechtgeschnittenen Weidenzweigen die Reste einer wilden Nacht aus seiner Kneipe fegte, und Angus O'Brian, der irische Schmied, der dabei war, mit dem Blasebalg die Kohle in seiner Esse zum Glühen zu bringen, waren bereits auf den Beinen.

Als Randall an ihnen vorüberritt und sie die leblosen Hände und Füße unter der Decke, die der Rancher vor sich über das Sattelhorn gelegt hatte, hervorragten sahen, unterbrachen beide fast im gleichen Moment ihre Arbeit und musterten ihn aus weit aufgerissenen Augen.

Randall grüßte ihnen zu und ritt mit unbewegter Miene zum Büro des Marshals.

Die Tür stand offen.

Der Rancher stieg vom Pferd und betrat das Office, ohne anzuklopfen.

Das Büro bestand aus zwei Räumen, der hintere Teil beherbergte den Zellentrakt mit insgesamt vier vergitterten »Gästezimmern«, der vordere, wesentlich kleinere, das eigentliche Marshal Büro. Hier stand ein großer Schreibtisch, hinter dem ein hemdsärmeliger, grauhaariger Mann saß, der mit einem Federkiel irgendwelche Dokumente beschriftete. Wichtige Dokumente anscheinend, denn bei jedem Buchstaben, den der Mann zu Papier brachte, legte er die Stirn in Falten und ließ seine Zunge von einem Mundwinkel in den anderen wandern.

Marshal Paul Cable war derart in seine Arbeit vertieft, dass er den Rancher erst bemerkte, als dieser direkt neben ihm stand. Erschrocken drehte sich Cable so abrupt zur Seite, dass er mit dem Federkiel einen Tintenleck auf einem der Papiere hinterließ.

»Verdammt, Randall!«, brummte der Sternträger. »Musst du mich so erschrecken! Kannst du nicht anklopfen wie jeder andere auch?«

»Wie denn, wenn die Tür offen steht?«

»Dann klopft man halt an den Türrahmen oder räuspert sich oder hüstelt, was weiß ich«, erwiderte Cable ungehalten

und deutete dabei auf den Fleck. »Sieh dir bloß mal diese Sauerei an, so kann ich die Berichte dem Stadtrat unmöglich vorlegen. Das heißt, die ganze Arbeit war umsonst.«

»Vergiss den Schreibkram, die Arbeit, die ich dir mitgebracht habe, ist wichtiger.«

»Was redest du da?«, fragte Cable sichtlich irritiert.

»Komm mit nach draußen und sieh es dir selber an«, sagte Randall nur, drehte sich um und ging zur Tür.

Der Marshal erhob sich, blickte für einen Moment auf den daumennagelgroßen Tintenfleck am unteren Ende des Formulars, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag, steckte den Federkiel mit einem Fluch zurück ins Tintenfass und ging dann ebenfalls hinaus auf die Straße. Dort hatte Randall bereits die Decke vom Rücken seines Pferdes gezogen.

Cable blieb ruckartig auf dem hölzernen Vorbau vor seinem Office stehen und starrte verstört auf den Toten, der nur mit Unterwäsche bekleidet quer über dem Sattel lag.

»Weißt du, wer das ist?«

Cable nickte mechanisch.

»Natürlich, das ist Billy Blue«, sagte er tonlos. »Mein Gott, was ist passiert?«

»Ich hab den Jungen gestern mit dem Wagen zum Einkaufen in die Stadt geschickt. Als es dunkel wurde und er immer noch nicht zurück war, bin ich noch in der Nacht losgeritten, um ihn zu suchen.«

»Und?«

»Kurz vor Sonnenaufgang habe ich ihn dann gefunden. Er wurde erstochen und bis auf die Unterwäsche ausgezogen. Danach hat man ihn in den Fluss geworfen, wahrscheinlich, um ihn verschwinden zu lassen.«

»Das ist gut möglich«, entgegnete Cable. »Durch die Regen-

fälle der letzten Wochen ist der San Gabriel River ganz schön angeschwollen. Die Strömung hat inzwischen wahrscheinlich sogar so viel Kraft, um selbst einen Ochsen abtreiben zu lassen.«

»Yeah«, entgegnete der Rancher düster. »Die Mörder haben nur nicht damit gerechnet, dass sich kurz vor der Stelle, wo er in den Little River mündet, ein abgetriebener Baumstamm im Flussbett verfangen hat und ihn die Strömung deshalb ans Ufer spülte.«

»Du meinst dort, wo das Indianerreservat beginnt?«

»Nein, noch ein Stückchen weiter. Warum fragst du?«

»Tja, wenn das so ist, dann geht mich die Sache wohl nichts mehr an.«

»Das weiß ich selbst«, erwiderte der Rancher harsch. »Du bist nur Town Marshal, alles was außerhalb der Stadt passiert, fällt nicht in deinen Zuständigkeitsbereich. Aber ich dachte, du erreichst unseren Sheriff vielleicht eher als unser-eins.«

Gable zog die Schultern hoch.

»Casey West? Ich fürchte, da bist du auf dem Holzweg, der ist in diesem Fall genauso wenig dafür zuständig wie ich.«

»Willst du mich verarschen?«, grollte Randall. »West ist der County-Sheriff, wenn einer für Verbrechen in unserem Bezirk zuständig ist, dann er, und wenn es der Diebstahl von einem Hühnerei ist. Verdammt George, Billy war fast so etwas wie ein Sohn für mich. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um seine Mörder an den Galgen zu bringen.«

»Ich weiß und deshalb werde ich auch sofort an Gouverneur Coke telegrafieren und ihn bitten, uns einen US-Marshal zu schicken.«

Randall riss verwundert die Augen auf.

»Einen US-Marshal, was soll der denn hier? Traust du es West etwa nicht zu, dass er den Mörder aufspüren kann?«

»Davon kann keine Rede sein. Es ist nur so, dass du die Leiche des Jungen auf dem Gebiet der Indianerreservation gefunden hast. Alle Verbrechen, die dort geschehen, fallen automatisch in die Zuständigkeit eines US-Marshals.«

»Dann kann ich nur hoffen, dieser Marshal ist genauso clever wie unser County-Sheriff.«

»Das ist er«, entgegnete Paul Cable grinsend. »Das ist er garantiert.«

»Woher willst du denn das wissen?«

Als der Town Marshal dem Rancher antwortete, wurde sein Grinsen noch eine Spur breiter.

»Weil ich Coke noch von früher kenne und ich ihn bitten werde, uns Jim Crown zu schicken!«

\*

Die Abendsonne stand schon tief im Westen und leitete mit ihren langen Schatten den Übergang vom hellen Licht des Tages zur Dunkelheit der Nacht ein, als zwei zerlumpte Gestalten eine Hügelgruppe hinaufkeuchten und sich oben angelangt schnaufend hinter einem Salbeibusch auf den Boden warfen.

Nachdem sie wieder zu Atem gekommen waren, deutete die größere der beiden Gestalten, ein stämmiger, untersetzter Mann, mit ausgestrecktem Arm auf die kleine Farm, die unter ihnen in einer Senke lag.

»Wir warten hier, bis es ganz dunkel ist. Das Mondlicht nachher wird genügen, um uns den Weg zu zeigen, außerdem ist es ja nicht weit.«

Die andere Gestalt antwortete mit einem Kopfnicken.

»Ich glaube kaum, dass wir Schwierigkeiten bekommen werden. Die Büsche und Bäume da unten wachsen bis zu den Stallungen hin, die geben eine prima Deckung. Und einen Wachhund scheint es auch nicht zu geben, jedenfalls höre ich keinen bellen.«

Dann warteten sie, bis sich die Dunkelheit wie ein schwarzes Tuch über das Land gelegt hatte und im Farmhaus Licht hinter einem der Fenster anging.

Die beiden Gestalten warteten weiterhin und erhoben sich erst, als das Licht erloschen war. Sie lauschten noch eine Weile in die Senke hinunter und gingen erst los, als nichts zu hören war. Nach etwa einer Viertelstunde erreichten sie, wie es der Stämmige vorhergesagt hatte, ohne Schwierigkeiten die Rückwand der Scheune. Dort verharrten sie und lauschten erneut.

Doch es blieb immer noch alles still.

Hastig umrundeten die beiden das Gebäude, nahmen den Balken, mit dem das große Tor verriegelt war, aus der Halterung und legten ihn vorsichtig zu Boden. Es knirschte nicht einmal, als sie das Tor soweit zurückschoben, bis sie beide bequem ins Innere schlüpfen konnten. Der Farmer war anscheinend mehr als gewissenhaft, wenn er sogar das Scheunentor so hegte und pflegte, dass es beim Öffnen nicht das leiseste Geräusch von sich gab.

Hastig sahen sie sich in der Scheune um.

Das fahle Licht des Mondes, das durch das einzige Fenster des Gebäudes fiel, genügte dabei, um sie die Konturen der Dinge erkennen zu lassen, die hier drin aufbewahrt wurden. Der Stämmige, seiner Art und dem Verhalten nach offensichtlich der Anführer des Einbrecherduos, stieß ein zufriedenes

Brummen aus, als er das Brett sah, das unmittelbar neben dem Fenster an der Wand angebracht war. Dort hingen an einem Dutzend Nägel, die man in das Holz geschlagen hatte, mehrere akkurat ausgerichtete Werkzeuge, wie man sie überall auf einer Farm vorfand. Eine langstielige Axt mit einer scharfen, ölig glänzenden Schneide schien es ihm besonders angetan zu haben.

Grinsend lief er darauf zu und wollte gerade die Hände nach dem Spaltbeil ausstrecken, als es plötzlich hinter ihm polterte und schepperte.

Der Mann zuckte zusammen und wirbelte auf dem Absatz herum, als wäre er auf eine Klapperschlange getreten.

»Kannst du nicht aufpassen, du blöde Kuh?«

Was die andere Gestalt antworten wollte, erfuhr der Mann nie, denn der Lärm war noch nicht verebbt, als im Wohnhaus auch schon die Tür aufging und ein Mann auf den Hof lief. Trotz des fahlen Mondlichts war das Gewehr in seinen Händen nicht zu übersehen.

»Ihr verdammten Hurensöhne habt es wohl diesmal auf unsere Farm abgesehen, was? Aber daraus wird nichts, der alte Jasper hat nämlich Ohren wie ein Luchs und eine Winchester mit zwölf Bleihummeln.«

Bevor die beiden Einbrecher in der Scheune auch nur reagieren konnten, schoss der Mann auch schon. Doch so hellhörig der Alte, der sich Jasper nannte, auch sein mochte, mit seiner Treffsicherheit war es nicht weit her.

Die erste Kugel, die er abfeuerte, zischte fast ein Yard am Scheunentor vorbei, die zweite lag mindestens genauso weit daneben.

Trotzdem nahmen die beiden Einbrecher die Beine in die Hand und rannten durch eine Seitentür aus der Scheune. Sie

wussten zu diesem Zeitpunkt noch nicht, ob es Warnschüsse sein sollten oder ob dieser Jasper tatsächlich ein lausiger Schütze war.

Sie rannten den Hügel, von dem aus sie die Farm beobachtet hatten, wieder hinauf und blieben erst stehen, als auch die nächsten beiden Kugeln fast meilenweit an ihnen vorbeigeflogen waren.

\*

Die Sonne hatte den Zenit erreicht.

Ein warmer Wind strich von Südwesten her über das Land am San Gabriel River und löschte nach und nach auch die letzten Spuren des Regens, der die umliegende Gegend die ganze letzte Woche über heimgesucht hatte. Die Wasserpfützen waren inzwischen wieder größtenteils vertrocknet und auch die vielen bunten Prärieblumen, die sich wie ein farbenfroher Teppich am Fluss entlang ausgebreitet hatten, begannen allmählich wieder die Köpfe hängen zu lassen.

Der Mann, der zielstrebig durch die spärlich bewachsene Uferlandschaft des San Gabriel Rivers ritt, zügelte sein Pferd erst, als er die Stelle erreicht hatte, wo der Fluss in den Little River mündete.

Er war ein großer, breitschultriger Mann in einem dunklen Anzug und einem hellen Leinenhemd, um dessen Kragen er sich eine dunkle Schnürsenkelkrawatte gebunden hatte.

Unter seinem breitrandigen Texashut quollen ein paar widerspenstige schwarze Haarsträhnen hervor, die ihm zusammen mit seinem wettergegerbten, bronzehäutigen Gesicht fast etwas Indianerhaftes verliehen. Indianerähnlich war auch die Art, wie er im Sattel seines braunen Buckskin saß. In

Momenten wie diesen, wenn er allein mit seinem Pferd die unendlichen Weiten von Texas durchquerte, waren es nur der Anzug und die Krawatte, die US-Marshall Jim Crown von einem Comanchen unterschieden.

Zuviel von dem, was ihm Eagleman, sein einstiger Lehrer, beigebracht hatte, war an ihm hängen geblieben. Aber das störte Jim nicht, denn er wusste nur zu genau, dass er ohne dieses Wissen schon längst den Weg alles Irdischen gegangen wäre. Die Menschen mordenden Naturgewalten der texanischen Wildnis, die Indianer, die Tiere und Pflanzen, die nur überleben konnten, wenn sie töteten, verziehen nicht die geringste Unachtsamkeit.

Crown lenkte sein Pferd an den Rand der Uferböschung und wollte gerade aus dem Sattel steigen, als plötzlich wie aus dem Boden gewachsen ein Reiter vor ihm auftauchte.

Instinktiv glitt seine Hand zum Colt, der tief geschnallt an seiner rechten Seite baumelte.

»Stopp Mister, Sie können hier im Moment nicht durch. Also drehen Sie wieder um!«

Crowns Gesicht verdüsterte sich augenblicklich, wie immer, wenn ihm jemand etwas ohne ersichtlichen Grund verbieten wollte.

»Und warum?«

»Hier ist vor zwei Tagen ein Mord geschehen. Sheriff West hat das Gelände sperren lassen, damit ihm nicht irgendwelche Neugierige die Spuren zertrampeln, die der Täter garantiert im weichen Ufersand hinterlassen hat. So, jetzt wissen Sie warum, und nun verschwinden Sie wieder von hier!«

Crown ignorierte die Aufforderung und stellte sich stattdessen in den Steigbügeln auf und sah an dem Reiter vorbei. Als er unten am Fluss mehrere Männer entdeckte, hellte sich sein

Gesicht zusehends auf.

»Ist das Sheriff West dort unten?«, fragte Jim, während er auf einen der Männer deutete.

»Ja«, antwortete der Reiter unwillig. »Und das da neben ihm ist Stuart Randall, der Mann, der den Toten gefunden hat. Die anderen beiden sind Kiowa, Fährtenleser aus der Reservation. Aber jetzt genug mit dem Gequatsche, verschwinden Sie endlich.«

Crown antwortete mit einem freudlosen Lächeln.

»Mach ich, aber erst, wenn Sie dem Sheriff einen schönen Gruß von mir ausgerichtet haben. Mein Name ist Crown, US-Marshal Jim Crown. Soviel ich weiß, wartet West bereits auf mich.«

Der Reiter schluckte merklich und musterte den Marshal mit aufgerissenen Augen.

»Verdammt, dann sind Sie ja ...«

Crown nickte.

»Genau der bin ich.«

Der Reiter zog sein Pferd augenblicklich zur Seite und ließ Crown passieren.

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«

»Warum sollte ich? Sie haben mich ja nicht danach gefragt«, antwortete Jim und ritt an dem Mann vorbei.

Unten am Fluss waren die anderen Männer inzwischen stehen geblieben und starrten ihm neugierig entgegen. Jim, dem nicht entgangen war, dass sie alle ihre Waffen in den Händen hielten, obwohl ihn der Posten anstandslos hatte passieren lassen, schlug die rechte Seite seiner Anzugsjacke nach hinten und stopfte ihr Ende in den Revolvergurt, damit sein silberner Marshalsstern, der an der Brusttasche seines Hemdes prangte, deutlich zu sehen war.

Sofort nahmen die Männer ihre Waffen herunter. Nachdem sie sich kurz beratschlagt hatten, eilte ihm einer von ihnen mit großen Schritten entgegen.

Crown zügelte sein Pferd und wartete, bis der Mann herangekommen war. Das Abzeichen an seiner ärmellosen Kalbfellweste wies ihn als County-Sheriff aus, trotzdem wollte Jim sichergehen.

»Sheriff West?«

Casey West, der inzwischen vor Crowns Pferd zum Stehen gekommen war, musterte ihn kurz und streckte ihm dann seine Rechte entgegen.

»Hallo, Marshal. Gott bin ich froh, dass Sie endlich da sind.«

Crown schob sich den Texashut aus der Stirn, beugte sich im Sattel vor und ergriff die Hand.

»Ich bin gleich losgeritten, nachdem der Gouverneur das Telegramm erhalten hatte. Gibt es inzwischen etwas Neues?«

West nickte grimmig.

»Yeah und es ist nichts Erfreuliches. Meine Befürchtungen scheinen sich zu bestätigen. Die vielen Raubüberfälle, die es hier in letzter Zeit gegeben hat, sind keine Zufälle oder die Taten eines Einzelnen. Dahinter steckt meiner Meinung nach eine wohlorganisierte Bande, die wahrscheinlich über mehrere Countys hinweg agiert.«

»Was veranlasst Sie zu dieser Vermutung, wenn ich fragen darf?«

»Jeder von den Reisenden, die man überfallen hat, wurde bis auf die Unterwäsche ausgeplündert. Dabei ist inzwischen eine Menge zusammengekommen, Kleider, Schuhe, Waffen, Haushaltsgegenstände und was weiß ich noch alles an Krimskrams. Jedenfalls bedeutend mehr, als ein Einzelner gebrauchen kann. Da es sich dabei zum Teil um hochwertige Sachen

handelt, vermute ich mal, dass man sie auf irgendeinem Wochenmarkt in den Siedlungen der umliegenden Countys verkauft. Wenn interessiert irgendwo im Norden die Herkunft einer Winchester oder die von einem paar Reitstiefeln, wenn er sie zum halben Ladenpreis bekommen kann. Außerdem wird die Gefahr, dass jemand die Sachen wiedererkennt, immer kleiner, je weiter man das Zeug vom Ort des Überfalls entfernt verscherbelt. Deshalb haben wir ja auch einen US-Marshal angefordert.«

»Wir?«

»Paul Cable, der Stadt-Marshal von Georgetown und ich. Wir vertreten zwar beide das Gesetz, aber unsere Befugnisse enden spätestens an der Grenze zum nächsten County. Das wissen die Halunken nur zu gut. Doch Ihnen können sie keine lange Nase machen, Sie können diesen Hurensöhnen überall in den Arsch treten, selbst hier in der Indianerreservation.«

Crown wurde hellhörig.

»Wie kommen Sie darauf, dass sich die Bande auf dem Gebiet der Reservation aufhält?«

»Weil sie bisher nirgendwo in meinem Bezirk gesehen wurden. Doch irgendwo müssen sie ja das gestohlene Zeug sammeln. Außer Kleidern, Schuhen und Waffen haben sie ja auch etliche Pferde erbeutet, dieses Mal sogar einen Wagen samt Gespann. Das alles kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Deshalb vermute ich ihr Camp hier in der Reservation, hier hat nämlich abgesehen von den Leuten von der Agentur und Ihnen als US-Marshal kein Weißer Zutritt. Ein besseres Versteck kann es doch gar nicht geben.«

»Ich denke, damit könnten Sie recht haben«, sagte Crown.  
»Okay, dann will ich mich mal in der Reservation umsehen. Wir treffen uns dann spätestens in einer Woche wieder in

Georgetown. Bis dahin habe ich bestimmt etwas herausgefunden.«

»Abgemacht, ich hoffe Sie finden diese Hurensöhne. Billy, der Junge, den sie ermordet haben, war ein feiner Kerl. Wir alle hier sind es ihm schuldig, seine Mörder vor Gericht zu bringen.«

Crown nickte dem County-Sheriff zu, schnalzte mit der Zunge und zog sein Pferd zur Seite.

»Meinst du, er kann uns wirklich helfen?«

Casey West drehte den Kopf und musterte Randall, der neben ihn getreten war und dem Marshal nachsah.

Das Gesicht des Sheriffs war dabei von einem hoffnungsvollen Leuchten überzogen.

»Ja, ich glaube schon.«

»Was macht dich da so sicher?«

»Ich habe den Blick in seinen Augen gesehen.«

\*

Zur gleichen Zeit, etwa vierzig Meilen von Casey West entfernt, näherten sich zwei zerlumpte Gestalten dem Overland-trail zwischen Burnet und Georgetown.

Die beiden, sowohl der Mann als auch die Frau, ähnelten eher wandelnden Vogelscheuchen als menschlichen Wesen. Ihre Kleider waren bessere Lumpen, die – genauso wie ihre Träger – so verdreckt waren wie das vom Regen der letzten Woche aufgeweichte Land, das sie zu Fuß durchquert hatten.

Gus Snyder war ein stämmiger, grobschlächtiger Kerl, dessen brutales Gesicht von zwei scharfen, wasserhellen Augen und einer riesigen, feuerroten Säufernase beherrscht wurde. Sein verfilztes Haupthaar, das wahrscheinlich schon seit Mo-

naten keinen Kamm mehr gesehen hatte, hing ihm wirr um den Schädel und die untere Hälfte seines Gesichts war fast vollständig von einem struppigen Bart bedeckt, der vor Schmutz nur so starrte.

Der Rest seiner Gestalt steckte in einer dunklen Latzhose und einem Baumwollhemd, deren ursprüngliche Farben längst durch eine dunkle, speckig glänzende Oberfläche aus Fett, Speiseresten und anderem Dreck ersetzt waren, welche bei warmer Witterung ständig Myriaden von Fliegen anzog.

Als sie die Wagenstraße erreicht hatten, setzte sich Gus schnaufend auf einen umgestürzten Baumstamm, der am Wegesrand lag, und zog seinen rechten Stiefel aus, währenddessen seine Frau noch bis zu der Stelle weiterging, an der sich die Wagenstraße gabelte.

Dort stellte sie sich mitten auf die Kreuzung, stemmte die Hände in die Hüften und sah sich mehrmals nach allen Seiten um.

Emma Snyder stand ihrem Mann in Sachen Verwahrlosung in nichts nach. Im Gegenteil, die hagere, knochige Frau wirkte mit ihrem verhärmteten Gesicht und den beiden Warzen am Kinn, aus denen mehrere Haare sprießten, die eher den Stacheln eines Igels ähnelten, mehr wie eine Hexe als eine brave Ehefrau. Ihre ungewaschene Bluse und der Kartoffelsack, den sie als Rock trug, verstärkten diesen Eindruck noch, genauso wie die schwarzen Nägel ihrer beiden großen Zehen, die wie Geierschnäbel aus dem löchrigen Schuhwerk herausragten.

»Und?«, fragte Gus, während er seinen Fuß massierte.  
»Schon jemand von den beiden zu sehen?«

Emma drehte den Kopf. »Nein.«

»Das kann doch nicht sein. Es war doch ganz klar ausgemacht, dass wir uns heute Mittag hier an der Kreuzung tref-

fen. Möchte bloß wissen, wo sich unsere Plagen wieder her-  
umtreiben. Los, sieh noch mal nach«, grollte Gus.

»Wozu? Ich bin ja nicht blind«, giftete Emma Snyder zu-  
rück.

»Aber wenn du mir nicht glaubst, dann komm doch her und  
sieh selber nach, anstatt andauernd deinen dicken Drecksfuß  
zu streicheln.«

»Der Fuß ist nicht dick, sondern geschwollen!«, behauptete  
Gus. »Ich komm kaum noch in den Stiefel rein.«

Emma stemmte die Hände in die Hüften und schnaubte.

»Ich an deiner Stelle würde es mal mit Waschen probieren.  
Wenn der ganze Dreck wieder weg ist, wirst du sehen, dass  
dir deine Schuhe wieder wie angegossen passen.«

»Leck mich«, knurrte Gus und widmete sich erneut seinem  
Fuß.

»Das würde dir wohl gefallen, aber daraus wird heute  
Abend nichts, wenn du hier weiter nur auf deinem faulen  
Arsch sitzen bleibst.«

Gus fluchte und zog sich den Stiefel wieder an.

Mit verkniffenem Gesicht hinkte er zu seiner Frau und be-  
gann nun seinerseits das umliegende Land abzusuchen. Aber  
so sehr er sich auch anstrengte, tatsächlich war nirgendwo  
auch nur das Geringste von seinen Kindern zu sehen. Nichts  
in dieser trostlosen Gegend schien sich zu bewegen. Er wollte  
sich schon wieder enttäuscht abwenden, als er weit vor sich  
am Horizont einen dunklen Punkt auftauchen sah.

Zunächst konnte er nicht mehr entdecken, als einen dunk-  
len, verschwommenen Fleck, der sich rasch auf sie zuzube-  
wegen schien. Doch dann trug ihm der Wind ein eigentümli-  
ches Rumpeln und Rattern zu und Gus wusste sofort, was  
diese Geräusche zu bedeuten hatten.

Er hörte es an den eisenbeschlagenen Rädern, die über den festgestampften Boden der Wagenstraße ratterten, er hörte es am Schnauben eines Pferdes und an all den anderen Lauten, die ein Fuhrwerk von sich gab, wenn es in Bewegung war.

»Da kommt jemand!«, sagte er fahrig.

»Und?«, erwiderte Emma unaufgeregt.

»Was und, wir müssen uns verstecken. Vielleicht suchen sie nach uns.«

»Warum?«

»Ja warum wohl, du blöde Kuh?«, zischte Gus gereizt. »Wer hat sich denn vorgestern Nacht, als wir bei der kleinen Farm in die Scheune eingebrochen sind, angestellt wie der letzte Mensch?«

»Hast du gewusst, dass der Alte in seiner Scheune eine Stolperfalle aus Bleheimern aufgebaut hatte?«

»Wir können von Glück sagen, das dieser Jasper so blind war, dass er mit seiner Winchester selbst aus drei Yards Entfernung wahrscheinlich nicht einmal ein Scheunentor getroffen hätte«, fuhr Gus fort, noch ehe ihm seine Frau antworten konnte. »Ansonsten wäre das Ganze ziemlich böse für uns ausgegangen. Und jetzt hör auf hier herumzuquatschen und komm zu mir hinter den Baum. Wer weiß, was da für Leute kommen.«

»Jetzt reg dich mal wieder ab, Männe«, erwiderte Emma fast belustigt. »Das da sind keine, die nach uns suchen, das sind welche von den unseren.«

Gus starrte seine Frau an, als wäre sie ein Geist.

»Woher willst du denn das wissen?«

Emma Snyder zog geräuschvoll die Nase hoch, räusperte sich und spuckte ein großes schleimiges Etwas neben sich in den Sand.

»Eine Mutter erkennt ihre Kinder selbst auf tausend Meilen Entfernung.«

Gus gab ein zustimmendes Brummen von sich, denn inzwischen war das Fuhrwerk soweit herangekommen, dass auch er unschwer erkennen konnte, wer da auf dem Wagenbock saß.

Kaum hatte Jack, sein ältester Sohn, den einspännigen Kastenwagen vor ihnen zum Stehen gebracht, trat Gus auch schon an den Wagenbock heran und blaffte seine Sprösslinge an.

»Wo zum Teufel habt ihr so lange gesteckt?«

Bevor Jack darauf antworten konnte, meldete sich neben ihm seine Schwester zu Wort.

»Wir hatten noch etwas zu erledigen.«

Dabei warf sie ihrem Bruder einen vielsagenden Blick zu, der diesem umgehend zwei rote Ohren bescherte.

»Einen Scheißdreck hattet ihr zu erledigen«, polterte Gus Snyder derweil los. »Hier wird immer noch das gemacht, was ich sage und nicht das, was ihr wollt. Habe ich euch vor drei Tagen nicht gesagt, ihr sollt durch die Gegend ziehen und die Augen offen halten, um zu sehen, wo es sich lohnen könnte zuzuschlagen! Und war nicht ausgemacht, dass wir uns dann heute Vormittag wieder hier treffen?«

»Doch, schon, aber ...«, stotterte Jack.

»Wer hat dich denn gefragt, du Arschloch?«, blaffte ihn sein Vater daraufhin an. »Halt gefälligst dein Maul, wenn ich mit deiner Schwester rede!«

Dann richtete Gus den Blick erneut auf seine Tochter. »Also, ich höre!«

»Ja doch, aber wir mussten erst den Kutscher von diesem Gespann entsorgen, wir konnten ja schlecht mit einem Toten

durch die Gegend fahren.«

Dabei machte Kate eine weitausholende Handbewegung.

»Ist doch nicht schlecht, was wir da ergattert haben, oder?«

»Na ja, geht so«, sagte Gus, nachdem er das Fuhrwerk eingehend gemustert hatte.

»Was heißt hier geht so! Ist das alles, was du zu unserem Fang zu sagen hast?«

»Was erwartest du?«, herrschte Gus seine Tochter an. »Soll ich jetzt etwa auf die Knie fallen und dem Herrgott dafür danken, dass es meine missratenen Kinder endlich fertiggebracht haben, auch mal etwas zu unserer Familienkasse beizusteuern?«

»Nein, aber wie wäre es vielleicht mit einem Dankeschön?«

Gus Snyder schnaubte, während sein Gesicht allmählich die Farbe einer überreifen Tomate annahm.

»Du verdammte Göre, wie redest du eigentlich mit mir? Dir gebe ich gleich ein Dankeschön!«

»Versuch es, aber das eine kann ich dir sagen, dann kannst du deinen Scheiß in Zukunft alleine machen.«

Gus verstummte, aber nur solange, bis er verinnerlicht hatte, was ihm da seine Tochter soeben als Antwort gegeben hatte.

Dann explodierte er förmlich.

Seine Hände zuckten vor, krallten sich in das Hemd seines Sohnes und rissen ihn in die Höhe. Bevor Jack wusste, wie ihm geschah, hatte ihn sein Vater wie einen alten Kartoffelsack zu Boden geworfen. Dann wirbelte er wieder herum, stellte einen Fuß auf eine Speiche des Vorderrades, zog sich mit einer Hand am Wagenbock hoch und holte mit der anderen aus, um nach seiner Tochter zu schlagen. Das Ganze war eine einzige fließende Bewegung, die so schnell vonstatten-

ging, dass man sie kaum mit den Augen verfolgen konnte.

Und doch war Gus Snyder zu langsam, viel zu langsam.

Er hatte mit seiner Hand noch nicht richtig ausgeholt, als ihm seine Tochter bereits die kreisrunde Mündung eines schweren 45ers auf die Stirn gesetzt hatte.

»Schlag mich«, sagte Kate kalt. »Los doch, schlag mich.«

Gus Snyders Hand blieb in der Luft hängen, als wäre sie dort festgewachsen.

Sein feuerrotes Gesicht wurde noch eine Spur dunkler und er sah aus, als würde er jeden Moment platzen.

»Das wagst du nicht«, sagte er tonlos. »Du schießt nicht auf mich!«

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, erwiderte Kate und spannte knackend den Abzugshahn von Billy Blues 45er.

Snyders Gesicht nahm die Farbe von erkalteter Asche an, als er das wilde Funkeln in ihren Augen sah. Er kannte seine Tochter zur Genüge.

»Hört auf«, sagte Emma schrill. »Hört sofort alle auf damit. Wenn wir jetzt auch noch damit anfangen, uns gegenseitig an die Kehle zu gehen, wird es nicht mehr lange dauern und sie erwischen uns wirklich. Und was uns dann erwartet, dürfte wohl jedem von euch klar sein.«

Die Stille, die danach minutenlang herrschte, wurde nur vom Schnauben des Wagenpferdes durchbrochen.

\*

US-Marshal Jim Crown brachte seinen Buckskin mit einem leichten Zügelruck zum Stehen und blickte missmutig auf den unter ihm liegenden Little River, dessen sonst so gemächlich dahinfließende Wassermassen sich jetzt gurgelnd und

schäumend einen Weg durch das schmale Flussbett bahnten.

Die Regenfälle der vergangenen Woche hatten den Fluss geradezu bedenklich anschwellen lassen. Ein Umstand, der dem Marshal sehr missfiel, denn er war seit seinem Zusammentreffen mit dem County-Sheriff inzwischen schon mehr als zwei Tage ununterbrochen im Sattel. Dementsprechend roch er nach Schweiß, dem kalten Holzrauch erloschener Lagerfeuer und all den anderen Dingen, nach denen ein Mann eben duftete, der seit über fünfzig Stunden nicht mehr aus seinen Kleidern herausgekommen war.

Deshalb hatte er bis vor wenigen Augenblicken auch noch mit dem Gedanken gespielt, hier an dieser Stelle, an der vor langer Zeit der Sturm eine stolze Zeder aus dem Steilufer gerissen hatte, ein Bad zu nehmen, um sich wenigstens wieder annähernd wie ein zivilisierter Mensch zu fühlen. Aber nach einem kurzen Blick auf die tosenden Fluten verwarf er dieses Vorhaben genauso schnell, wie es ihm in den Sinn gekommen war.

Es war für seine Gesundheit wahrscheinlich förderlicher, wenn er mit dem Baden wartete, bis er in Georgetown im Nebenzimmer des Barbiers in einem von dessen hölzernen Zubehören Platz nehmen konnte.

Erstunken ist noch keiner, dachte er seufzend, ertrunken aber schon viele und so zog er seinen Buckskin nach rechts. Bevor Crown weiter ritt, drehte er sich aus einer Laune heraus aber noch einmal um und warf einen letzten, wehmütigen Blick auf die rauschenden Fluten.

Dabei fiel ihm auf, wie sich das Schilfdickicht, das neben dem umgestürzten Baum das Ufer säumte, plötzlich rasch hin und her bewegte.

Sofort brachte er sein Pferd wieder zum Stehen und richtete

sich neugierig in den Steigbügel auf. Es dauerte dann auch nicht lange, bis sich die Schilfstängel teilten und ein älterer, unglaublich hagerer Indianer aus dem Dickicht trat und an dem umgestürzten Baum entlanglief. Kurz bevor er das Ende des Stammes erreichte, blieb er stehen, zog eine Angelschnur aus seiner Leinenhose und warf sie ins Wasser.

Eigentlich kein ungewöhnlicher Anblick, wenn man wie Crown wusste, dass der Little River ein Paradies für Katzenfische war.

Doch in diesem Fall war es etwas anderes.

Der Indianer war so mit seiner Angelschnur beschäftigt, dass er im Gegensatz zu dem Marshal nicht bemerkte, wie die Strömung unentwegt den Uferrand abtrug, auf dem der Baumriese lag. Es war offensichtlich, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis der Indianer samt dem Baum in die Flussmitte gespült und zum Spielball der Elemente wurde.

Crown öffnete gerade den Mund, um ihm eine Warnung zuzurufen, als es auch schon passierte. Die Wassermassen hatten den Baum inzwischen gänzlich aus dem Ufersand herausgespült und trieben den mächtigen Stamm jetzt wie eine Nusschale in Richtung Flussmitte. Der Indianer ruderte verzweifelt mit den Armen, aber er hatte nicht die geringste Chance. Ehe er sich versah, wirbelte die Strömung den Baum einmal um die eigene Achse, worauf er das Gleichgewicht verlor und rücklings ins Wasser fiel.

Als er wieder auftauchte, war er bereits mehr als zehn Yards von der Stelle entfernt, an der er in den Fluss gefallen war.

Crown trieb sein Pferd augenblicklich an und folgte dem Indianer am Ufer entlang. Im Galopp nahm er sein Lasso vom Sattelhorn, entrollte es und wirbelte es über dem Kopf. Crown wusste ganz genau, dass dies die einzige Möglichkeit

war, den Mann vor dem Ertrinken zu retten. Doch was bei den Reitern und Lassowerfern in den Wild-West Shows im Osten wie die einfachste Sache der Welt aussah, wurde für ihn zu einem aussichtslosen Unterfangen. Auch nach dem vierten Versuch landete die Schlinge irgendwo im Wasser, unerreichbar für den Indianer, der Crown inzwischen bemerkt hatte, und ahnte, was der Marshal vorhatte.

Doch das Schicksal meinte es gnädig.

Wie aus dem Nichts ragte plötzlich ein spitz zulaufender Felsen aus dem Wasser heraus.

Der Indianer brüllte, warf sich nach vorne und klammerte sich wie ein Affe an das rissige Gestein. Crown gelang es nun, da er ein ruhendes Ziel vor Augen hatte, bereits mit dem zweiten Versuch, die Schlinge über den Felsbrocken zu werfen.

Der Kiowa packte das Lasso mit beiden Händen und zerrte es über die Felsspitze. Der Rest war für Crown ein Kinderspiel. Binnen weniger Minuten zog er den Indianer zusammen mit der Kraft seines Buckskins ans rettende Ufer.

Crown glitt aus dem Sattel und ging auf den Indianer zu, während er sein Lasso dabei wieder zusammenrollte. Um sein Pferd musste er sich nicht kümmern, Crown wusste, dass der Buckskin darauf dressiert war, stets dort stehen zu bleiben, wo sein Reiter die Zügel hatte zu Boden fallen lassen.

Der Indianer lag mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Rücken und schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Schweigend blieb Jim vor dem Kiowa stehen, bis dieser wieder einigermaßen zu Atem gekommen war und den Oberkörper aufrichtete.

»Alles okay?«, fragte er schließlich.

Der Indianer nickte, obwohl er noch am ganzen Körper zit-

terte.

»Junge, Junge«, sagte Crown. »Was hast du dir eigentlich dabei gedacht? Die Sache hätte leicht ins Auge gehen können. In deinem Alter sollte man besser die Finger von solchen Dingen lassen. Du hast ja gerade erlebt, was dabei passieren kann.«

Der Indianer nickte erneut. »Ich weiß, aber ich hatte keine andere Wahl.«

»Was soll das heißen?«

»Mit den Rationen, die wir von der Agenturverwaltung bekommen, wird vielleicht mein kleinster Sohn satt, aber nicht meine ganze Familie. Ohne die Fische aus dem Fluss müssten wir alle hungern, denn die Jagd auf Wild ist uns ja verboten.«

Jims Gesicht verdüsterte sich jäh.

Er kannte die Sorgen des Indianers nur zu gut, es waren genau die gleichen, die bei seinem letzten Auftrag die Mescaleros veranlasst hatten, das Kriegsbeil auszugraben.<sup>1</sup>

»Ich verstehe«, sagte Crown und griff impulsiv in die Innentasche seiner Anzugsjacke, die inzwischen genauso abgerissen und verdreht aussah wie ihr Besitzer. Als er die Hand wieder herauszog, hielt er seine Brieftasche zwischen den Fingern. Die Augen des Indianers wurden so groß wie Spiegeleier, als er ihm ein paar Geldscheine entgegenstreckte.

»Hier, es ist zwar nicht viel, aber ich denke, es reicht, damit du nicht mehr fischen gehen musst, solange es am Fluss noch so gefährlich ist.«

Der Kiowa senkte beschämt den Blick.

»Das kann ich nicht annehmen, nicht von einem Mann dei-

---

<sup>1</sup> Siehe Marshal Crown Band 43, Das Todeslied der Mescaleros

ner Hautfarbe, sonst sagen alle, dass Tsekojate bei den Weißen betteln geht.«

Jim, der die Beweggründe des Indianers nur zu gut verstehen konnte, lächelte milde.

»Dann sag ihnen, dass du es nicht von einem Weißen bekommen hast, sondern von einem Krieger der Numunuu.<sup>2</sup>

Mein Name ist Crown, Eagleman, der Häuptling der Yamparika ist mein Blutsbruder.«

Der Kopf des Kiowa, dessen Volk eng mit dem der Comanchen verbunden war, ruckte augenblicklich hoch.

Seine Augen begannen seltsam zu glänzen, als er dem Marshal antwortete: »Dann ist ja alles gut, wir haben schon oft davon gehört. Pahtso<sup>3</sup>, mein Bruder.«

»Das zu hören, macht mein Herz groß«, antwortete Crown in der blumenreichen Sprache der Prärieindianer und reichte ihm seine Rechte.

Sekundenlang schüttelten sich die beiden ungleichen Männer die Hände, dann trat Crown einen Schritt zurück und deutete mit vorgerecktem Kinn auf sein Pferd.

»Leider müssen sich unsere Wege jetzt wieder trennen, ich habe noch eine Aufgabe zu erledigen. Aber wer weiß, vielleicht sehen wir uns ja schon bald wieder.«

»Nichts ist unmöglich, niemand vermag zu sagen, was der Große Geist morgen für ein Schicksal für uns bereithält.«

»Kommt Tsekojate, mein Bruder, alleine zurecht, oder muss ich ihn noch bis in sein Dorf begleiten?«

Der Indianer erhob sich und deutete mit seiner Rechten gen Osten auf eine flache Hügelkette.

---

<sup>2</sup> Comanche, bedeutet so viel wie: das Volk

<sup>3</sup> Kiowa, heißt frei übersetzt: Lass uns die Hände schütteln.

»Unser Lager ist gleich dort hinter den Hügeln, reite also deines Weges.«

Jim nickte, wandte sich um und ging wieder zu seinem Pferd zurück.

Nachdenklich legte er seine Hand um das Sattelhorn und wollte sich gerade auf den Rücken seines Buckskins schwingen, als er plötzlich mitten in der Bewegung innehielt.

*Verdammt noch mal, durchzuckte es ihn, jetzt reite ich schon seit mehr als zwei Tagen durch die Reservation und habe noch nicht einmal den Ansatz einer Spur der Banditen entdeckt. Warum frage ich eigentlich nicht den Kiowa?*

Der kennt sich doch mit Sicherheit besser in dieser Gegend aus als ich.

Crown zögerte noch einen Moment, aber dann drehte er sich wieder um.

»Einen Moment, Bruder, eine Frage hätte ich noch.«

Der Kiowa, der sich in diesem Moment wieder auf den Weg in sein Dorf machen wollte, verharrte.

»Das habe ich mir beinahe gedacht«, erwiderte Tsekojate in einer Art, als hätte er insgeheim schon längst darauf gewartet.

»Was willst du damit sagen?«

Der Indianer lächelte milde.

»Es kommt nicht oft vor, dass man hier in der Reservation auf einen US-Marshal trifft. Das karge Land ist kein Ort, den man gerne besucht, also bist du dienstlich hier.«

Crown, der einen Moment lang von der Logik des Indianers überrascht war, nickte nur.

»Du hast recht, ich bin tatsächlich nicht zufällig hier, sondern, um ein Verbrechen aufzuklären.«

»Gut, und wen oder was genau suchst du?«

»Du hast sicherlich schon von den vielen Überfällen ent-

lang des Overlandtrails gehört. Diese Banditen haben dabei viele Dinge wie Kleider, Waffen und Pferde erbeutet, die sie irgendwo verstecken müssen, bis sie die Sachen verkaufen können. Ich reite jetzt schon seit zwei Tagen durch die Gegend, doch ich habe immer noch keine Spur von ihnen entdecken können. Deshalb frage ich dich, ob du vielleicht etwas gesehen hast.«

»Natürlich und ich weiß auch, wo du diese Leute findest.«

Crown war einen Moment lang sprachlos. Er hatte mit allem gerechnet, aber nicht mit einer solchen Antwort.

»Woher zum Teufel weißt du ...«

Der Kiowa unterbrach ihn mit einer knappen Handbewegung.

»Meine Familie hungert. Ich bin auf der Suche nach Nahrung täglich viele Meilen unterwegs und kenne mich daher in diesem Land inzwischen besser aus als in meiner Hosentasche. Die Snyders, wie diese Ratten sich nennen, verstecken sich in Rock Spring. Die Geisterstadt liegt keine zwanzig Meilen westlich von hier.«

»Wieso nennst du sie Ratten?«

»Weil es Ratten sind, hinterhältig, verschlagen und feige. Sie haben zwar nur zwei Beine, aber sie leben mit ihren vierbeinigen Verwandten in einer Art in der Stadt, als wären sie alle eine große Familie. Und sie verhalten sich auch wie Ratten, sie stehlen, rauben und morden nur, wenn sie sicher sind, dass sich ihre Opfer nicht wehren können.«

»Wenn das so ist, wie du sagst, warum hat man dann nicht schon längst etwas gegen diese Snyders unternommen?«

Der Indianer hob den Kopf und erwiderte den fragenden Blick des Marshals.

»Diese Ratten sind nicht dumm. Sie wissen genau, dass nie-

mand von den Weißen das Recht hat, sich in der Reservation aufzuhalten.«

»Für einen Indianer weißt du aber ziemlich gut Bescheid.«

Tsekojate grinste. »Das liegt wahrscheinlich daran, dass mich mein ältester Sohn schon mehrmals in die Missionschule mitgeschleppt hat. Die Padres dort haben zwar seltsame Ansichten, was ihre Religion betrifft, aber man lernt von ihnen ziemlich viel über die Welt der Weißen.«

»Und was ist mit deinen Leuten?«

»Die wollen ihre Ruhe und außerdem sind sie abergläubisch. Seitdem man auf dem Weg nach Rock Spring zwei tote Männer gefunden hat, die von den Ratten angefressen waren, wagt sich keiner von meinen Leuten mehr in die Nähe der Stadt. Böse Geister, wenn du weißt, was ich meine.«

\*

Die Unterhaltung mit dem Indianer nahm doch mehr Zeit in Anspruch, als Jim zunächst gedacht hatte, und deshalb dämmerte es bereits, als er Rock Spring endlich erreichte.

Diese Snydersippe bestand nach den Worten des Kiowa anscheinend aus sieben Personen, Männer, Frauen und Kinder, die laut dem Indianer nur nach ihren eigenen Gesetzen lebten und vor einem Sternträger genauso viel Respekt besaßen wie vor einem Sandfloh.

Dementsprechend vorsichtig näherte er sich der Stadt.

Wie ihm der Indianer weiter erzählte, war Rock Spring einst ein kleines aufstrebendes Städtchen mit florierenden Geschäften, einer Kirche und einem nagelneuen Schulhaus. Aber dann versiegte aus irgendeinem Grund die Quelle in den Bergen, die der kleinen Stadt ihren Namen gegeben hatte,

und schon bald gab es nichts mehr, was die Leute noch hier in Rock Spring hielt. Mit den Jahren war die Stadt, genauso wie die nähere Umgebung, zu einem wasserlosen Fleck in der Landschaft verkommen, die gerade noch dazu taugte, um als Reservation für ein paar halb verhungerte Kiowa herzuhalten.

Rock Spring selber war inzwischen nicht mehr als eine Ansammlung von etwa zwei Dutzend verfallener Gebäude und windschiefer Hütten und Schuppen, deren Dächer und Wände seit Jahren morsch und eingebrochen waren.

Die einzigen Bewohner schienen tatsächlich nur Ratten zu sein, große Ratten, wie Crown feststellte, als er sein Pferd über die Mainstreet der verfallenen Siedlung lenkte. Die beiden haarigen Biester, die aufgeschreckt vom Hufschlag seines Buckskins vor ihm über die Straße huschten, waren jedenfalls die größten Exemplare dieser Tiergattung, die er jemals gesehen hatte.

Und diese Viecher waren nicht allein!

Sekunden später huschten mindestens ein Dutzend von ihnen unter den morschen Stepwalks hervor und rannte fiepend in die umliegenden Häuser, kaum dass er die ersten Gebäude passiert hatte.

Crowns Buckskin, der die Nager mehr witterte, als er sie sehen konnte, begann nervös zu schnauben. Instinktiv legte der Marshal die Hand auf den Griff seines Army Colts.

Doch inzwischen war der Rattenspuk so schnell zu Ende, wie er begonnen hatte. Dafür bemerkte der Marshal aber etwas anderes, etwas, das ihn abrupt sein Pferd zum Stehen bringen ließ.

Auf der rechten Straßenseite, keinen Steinwurf weit von ihm entfernt, war in einer der auffälligen Hütten der Geister-

stadt urplötzlich ein Licht angegangen. Es schimmerte zwar nur schwach, aber dafür gleichmäßig und ruhig wie das Licht einer Lampe.

Und eine Lampe konnte nur ein Mensch anzünden. Es befand sich also außer ihm noch mindestens eine weitere Person in der Geisterstadt.

Jemand aus der Snydersippe?

Jim wollte kein Risiko eingehen und lenkte seinen Buckskin augenblicklich in eine der dunklen Seitengassen. Dort, in einer Art Hinterhof, zügelte er das Pferd und glitt aus dem Sattel. Dann nahm er den Colt in die Hand und schlich, nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass niemand zu sehen war, geduckt auf die Lichtquelle zu.

Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen, um sich nicht durch irgendwelche Geräusche zu verraten, währenddessen er einen großen Bogen um das Haus schlug, um ja nicht in den Lichtschein zu geraten, der durch ein Fenster in der Hütte kegelförmig nach draußen fiel.

Die Hütte selbst war ein lang gezogener, rechteckiger Kasten, der im Gegensatz zu den anderen Behausungen nicht aus Holz, sondern aus luftgetrockneten Adobelehmziegeln erbaut war. Wahrscheinlich hatte ihr Besitzer gedacht, dass sie dadurch langlebiger als die anderen Gebäude sein würde. Ein Trugschluss, denn die Zeit und die Elemente hatten auch vor diesem Haus keinen Halt gemacht. Sonne, Wind und Regen hatten in den vergangenen Jahren an den Außenwänden genauso deutliche Spuren hinterlassen wie an all den anderen Bauwerken.

Crown hatte sich gerade bis an die rechte Seite der Hütte vorgearbeitet, als im Innern der Behausung unvermittelt Stimmen laut wurden.

Der Marshal erstarrte, und als dann auch noch plötzlich die Tür aufging, hielt Crown unwillkürlich den Atem an.

Er stand hier ohne jede Deckung da, wenn jetzt jemand von drinnen aus der Eingangstür kam und ihn entdeckte, war er so gut wie tot.

Doch niemand trat heraus.

Dafür entpuppten sich die Stimmen, die er durch die geöffnete Tür deutlich hören konnte, als die von Kindern.

»Wann kommt meine Ma wieder?«

Dem hellen Klang nach war der Sprecher höchstens fünf oder sechs Jahre alt, im Gegensatz zu dem Jungen, der ihm krächzend antwortete. Die Tonlage, mit der er dem Kleinen antwortete, wechselte immer wieder abrupt von hohen Tönen in tiefe, ein Zeichen, dass er sich im Stimmbruch befand. Crown schätzte sein Alter daher auf etwa zwölf.

»Irgendwann heute Nacht, aber das habe ich dir bestimmt schon hundert Mal gesagt. Warum fragst du schon wieder?«

»Ich hab Hunger.«

»Das kann nicht sein, wir haben erst vor einer Stunde zu Abend gegessen.«

»Ja, Bohnen, seit Ma fort ist, gibt es immer nur Bohnen. Ich will keine Bohnen mehr.«

Der ältere Junge, der offensichtlich im Begriff gewesen war, das Haus zu verlassen, sagte etwas, das sogar einem Maultierkutscher die Schamröte ins Gesicht getrieben hätte, und zog die Tür mit einem Knall hinter sich ins Schloss.

Einen Moment später hörte Crown, wie drinnen der kleine Junge anfang zu weinen.

Jim wusste, dass die Chance, entdeckt zu werden, in diesem Augenblick relativ gering war, und riskierte deshalb einen schnellen Blick durch das erleuchtete Fenster.

Der Raum, in dem sich die Kinder aufhielten, war genauso verdreckt und verwahrlost wie die Kinder selbst. An den Wänden hingen Regale mit ein paar verbeulten Töpfen, Kannen und Schüsseln, die teilweise mit fingerdickem Staub überzogen waren. In der Mitte gab es acht primitive Holzstühle, die sich um einen grob gezimmerten Tisch herumgruppierten, und darauf standen mehrere schmutzstarrende Teller, über denen unzählige Fliegen kreisten. Eine primitive Feuerstelle, vor der ein verbogener Schürhaken lag, vervollständigte die Einrichtung. Daneben gab es da noch eine mit einer Pferddecke verhangene Tür, hinter der sich wohl die Schlafräume befanden.

Im Raum hockte ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren auf dem blanken Erdboden und spielte mit einer Holzwurzel, die, wenn man etwas Fantasie hatte, einem Pferd ähnelte. Das Kleid, das sie trug, war ein zusammengenähter Kartoffelsack, der vor Dreck nur so starrte. Der kleine Junge, der in der Mitte des Raumes stand und weinend mit den Händen in den Augen rieb, war barfuß und nur mit fadenscheinigem Unterzeug bekleidet, lediglich das älteste der drei Kinder trug normale Kleidung, auch wenn ihm diese ungefähr zwei Nummern zu groß war, obwohl der Junge für sein Alter ziemlich stämmig wirkte.

Mit seinem mürrischen, verkniffenen Gesicht und den gehässig funkelnden Augen wirkte er irgendwie, als wäre er ständig auf Streit aus. Ein Eindruck, zu dem auch der altertümliche Colt passte, den er vor sich im Hosenbund stecken hatte.

Crown hatte genug gesehen.

Er wusste jetzt, dass sich die Straßenräuber tatsächlich hier in Rock Spring versteckt hielten. Casey West, der County-

Sheriff, musste so rasch wie möglich darüber informiert werden, um eine Posse aufzustellen, die dieses Rattennest ausgeräucherte.

Allein konnte er hier nichts ausrichten.

So leise aber gleichzeitig auch so schnell, wie er nur konnte, hetzte er in die Seitengasse, in der er sein Pferd zurückgelassen hatte. Dort angekommen steckte er den Colt ins Halfter und schwang sich augenblicklich in den Sattel.

Wie er aus den Worten des Jungen herausgehört hatte, würde ihre Mutter – Crown vermutete, mit ihr auch der Rest der Familie – noch in der Nacht hier eintreffen.

Jetzt war keine Zeit mehr, vorsichtig zu sein, jetzt musste alles schnell gehen, sonst war die Sippe über alle Berge, bis er mit Casey und dem Aufgebot wieder zurück war.

Hastig lenkte er den Buckskin aus der Seitengasse.

Als er auf die Mainstreet einbog, sah er, wie im Haus der ältere Junge hinter der Fensterscheibe erschien und ihn aus weit aufgerissenen Augen anglotzte. Urplötzlich hatte Jim den riesigen Colt vor Augen, den der Junge in seinem Hosensack stecken hatte, und sein finsternes Gesicht. Sofort beugte er sich im Sattel vor und hämmerte seinem Pferd die Stiefelabsätze in die Weichen. Das Tier machte einen gewaltigen Satz nach vorne und galoppierte wiehernd los. Im selben Moment jedoch stürmte der Junge bereits aus dem Haus und riss seinen Colt hoch.

\*

Zwei Schüsse peitschten.

Eine Kugel pflügte neben dem Marshal eine hässliche Furche in den sandigen Boden, die andere streifte den Buckskin

unterhalb der Kruppe am Sitzbein. Das Tier steilte jäh und wirbelte mit schrillum Wiehern mit beiden Vorderhufen durch die Luft. Crown, der im Leben nie damit gerechnet hatte, dass ihn der Junge wie ein kaltblütiger Killer aus dem Sattel schießen würde, reagierte zu spät und wurde zu Boden geschleudert.

Der Aufprall war mörderisch.

Für Sekunden hatte er das Gefühl, als wäre er in der Mitte auseinandergebrochen. Benommen hob Crown den Kopf, und obwohl sein Blick leicht verschwommen war, erkannte er trotzdem, wie der Junge auf ihn zugelaufen kam und dabei mit dem Colt auf seinen Kopf zielte.

Crown zögerte, ungeachtet dessen, dass die Gefahr, in der er schwebte, nicht zu übersehen war.

In seinem Herzen tobte ein Sturm der Gefühle, der ihn fast um den Verstand brachte, und alles, aber auch alles in seinem Innersten sträubte sich gegen den Gedanken, die Waffe zu heben und auf den Jungen zu schießen.

Verdammt, er war doch schließlich noch ein Kind!

Doch sein Verstand und der Blick in das hasserfüllte Gesicht des Halbwüchsigen sagten ihm, das ihn dieser Junge, ohne mit der Wimper zu zucken, erschießen würde, wenn er in den nächsten Sekunden nichts unternahm.

Als der Junge nur noch drei Schritte von ihm entfernt war, schoss Crown, obwohl der Colt in seiner Faust zentnerschwer zu sein schien.

Die Kugel klatschte dicht vor dem Jungen in den Boden und wirbelte eine Staubfontäne auf. Der Junge machte daraufhin einen Satz nach hinten und kreischte dabei wie eine alte Jungfer, die soeben entdeckt hatte, dass auf ihrem Schuh eine Maus saß.

Crown sprang auf, machte einen Satz auf den Jungen zu und schlug ihm mit dem Revolverlauf die Waffe aus der Hand. Gleichzeitig holte er mit der Linken aus und verpasste ihm eine solche Ohrfeige, dass er einen Purzelbaum schlug und danach mit dem Hosenboden auf der Straße landete.

Einen Moment lang blickte sich der Junge verstört um, dann fuhr er wie von einem Katapult abgeschossen in die Höhe und lief zurück zum Haus, während er mit weinerlicher Stimme nach seiner Mutter rief. Offensichtlich hatte ihm Crowns aufgezeigt, dass er doch noch ein Kind war. Jim wusste, dass es eine Sache war, einen Colt zu tragen, eine andere, ihn auch zu benutzen, wenn der Gegner auf Augenhöhe war. Die Bürde eines Colts war offensichtlich doch noch zu schwer für seine jungen Schultern.

Der Marshal steckte den 45er wieder zurück ins Holster und klopfte sich mit seinem breitkrepfigen Hut notdürftig den Straßenstaub aus dem Anzug, während er sich nach dem Colt des Jungen bückte und die Waffe in den Hosenbund steckte.

Dann sah er sich nach seinem Pferd um.

Der Buckskin stand etwa einhundert Yards von ihm entfernt vor einem windschiefen Schuppen und beäugte ihn misstrauisch. Crown sah am Spiel seiner Ohren, dass der Buckskin immer noch ziemlich nervös war. Er streckte die Arme aus und hielt dem Tier die offenen Handflächen entgegen, während er ihn im Dialekt der Comanchen ansprach. Es dauerte nicht lange, bis das Pferd die Ohren wieder anlegte, schnaubte und dann den Kopf senkte, um an einem Strauch zu knabbern, der sich direkt vor dem Schuppen befand.

Vorsichtig, jede hektische Bewegung vermeidend, ging Crown auf sein Pferd zu, obwohl ihm die Zeit unter den Nägeln brannte. Er konnte es sich nicht erlauben, dass der

Buckskin erneut verschreckt davongaloppierte, er musste schnellstens nach Georgetown. Wenn er zusammen mit West und dem Aufgebot nicht umgehend diese Verbrechersippe dingfest machte, bestand die Gefahr, dass die Snyders ihre Raubzüge in einen anderen Bundesstaat verlegten und sich damit auch seinem Zugriff entzogen.

Der Buckskin hob den Kopf und sah Jim direkt an.

Er schnaubte, als er seine Witterung wahrnahm, und wieherte leise. Crown sprach beruhigend auf ihn ein und es gelang ihm tatsächlich immer näher heranzukommen, ohne dass der Braune scheute. Als er direkt neben dem Tier stand und es ihn mit dem Maul anstieß, wusste er, dass Eaglemans Pferdemedizin sich wieder einmal als überaus wirksam erwiesen hatte.

Er legte die Rechte um die Zügel und führte das Tier aus dem dunklen Schatten des Schuppens heraus auf die Straße, wo er im letzten Dämmerlicht des sterbenden Tages die Schusswunde auf der Hinterhand untersuchte. Zu seiner Erleichterung hatte die Kugel das Tier nur gestreift und dabei eine fingerlange Schramme hinterlassen. Eine schmerzhaft Wunde zwar, aber nichts, was das Pferd in seinen Bewegungen groß beeinträchtigte.

Jim legte die Rechte um das Sattelhorn und wollte sich gerade auf den Rücken des Buckskins ziehen, als plötzlich um ihn herum ohrenbetäubender Lärm zu hören war.

Crown drehte den Kopf und blickte die Main-Street entlang nach Westen. Er sah, wie ein Farmwagen aus einer Bodenwelle auftauchte, auf dessen Bock eine zierliche Gestalt stand und die Peitsche schwang, während sie den Wagen in höllischem Tempo in Richtung Stadt lenkte. Gleichzeitig hörte er hinter sich zwei Männer brüllen.

Die Lichtverhältnisse waren inzwischen zwar miserabel, aber seine Augen waren scharf genug, um die beiden Gestalten zu erkennen, die von rechts und von links auf ihn zu rannten.

*Die Snyders*, durchzuckte es ihn noch, dann krachten auch schon die ersten Schüsse.

Crown packte die Zügel fester und suchte sein Heil zunächst in der Flucht. Hakenschlagend zog er sein Pferd hinter sich her, um in dem nahen Schuppen Deckung zu suchen.

Aber die Kugeln lagen entweder zu hoch oder gingen weit an ihm vorbei. Ein Umstand, der Crown nicht sonderlich verwunderte. Er kannte niemanden, der aus vollem Lauf heraus oder vom Bock eines dahinjagenden Fuhrwerks ein bewegliches Ziel treffen konnte, das brachte nicht einmal John King Fisher zustande, einer der gefürchtetsten Zweischießer von Texas.

Es war für ihn deshalb ein Leichtes, dem heißen Blei auszuweichen, trotzdem ging er kein Risiko ein. Bei den vielen Kugeln, die man auf ihn abfeuerte, war es nicht auszuschließen, dass es doch ein Geschoss gab, das sein Ziel fand, und wenn es nur zufällig war.

Drinne brachte Crown sein Pferd zuerst in den hintersten Winkel des Schuppens und sah sich erst dann nach einer geeigneten Deckung für sich um. Seine Wahl fiel dabei auf ein umgestürztes Wandbrett, dessen Regalbretter sich erstaunlicherweise noch im besten Zustand befanden. Crown zog sein Gewehr aus dem Sattelschabbard und warf sich mit einem Satz hinter dem Holzgestell in Deckung.

Keine Sekunde zu früh, denn schon zerfetzte ein weiterer Kugelhagel das morsche Holz der Eingangstür. Jim nahm sich Zeit und feuerte erst, als ihm das laute Gebrüll der An-

greifer aufzeigte, wohin er zielen musste.

Bereits der erste Schuss schien ein Volltreffer zu sein.

Er hörte einen lauten Aufschrei und dann einen wilden Fluch, dem das Geräusch von Schritten folgte, die sich rasch entfernten.

Im gleichen Augenblick verstummte auch das Schießen.

Crown kam auf die Knie und spähte nach draußen. Nach dem donnernden Bleigewitter der letzten Sekunden herrschte jetzt eine geradezu gespenstische Stille.

Offensichtlich hatte sein Treffer die Bande mitten ins Mark getroffen.

\*

»Verdammt noch mal, du blöde Kuh!«, knirschte Gus Snyder schmerzerfüllt. »Kannst du nicht aufpassen? Wenn du noch mal auf meine zerschossene Schulter drückst, hau ich dir eine aufs Maul.«

Emma Snyder ließ den weißen Stoffstreifen, mit dem sie die blutende Schulter ihres Mannes verbinden wollte, fallen und trat rasch einen Schritt zur Seite. Sie kannte ihren Mann schließlich zur Genüge, jeder in der Familie kannte Gus Snyders Jähzorn.

»Und wie soll sie dich dann verarzten, wenn sie dich nicht berühren darf, du Schlauberger?«

Kate Snyder schien offensichtlich die Einzige zu sein, die sich nicht von ihrem Vater einschüchtern ließ, was man auch aus ihren nächsten Worten unschwer heraushören konnte.

»Außerdem ist das Ganze nicht einmal halb so schlimm, wie du vorgibst. Von wegen zerschossene Schulter, das ist ein Streifschuss, mehr nicht. Also stell dich nicht so an.«

Gus nahm ruckartig den Kopf hoch.

Das wütende Funkeln in seinen Augen war unübersehbar, während er seiner ältesten Tochter antwortete: »Wer hat dich denn gefragt, du Schlampe?«

Kate quittierte die Beleidigung mit einem kalten Lächeln.

»Niemand, aber es hat sich auch niemand so blöd angestellt wie du. Oder siehst du hier noch einen aus unserer Familie, der sich von dem Fremden hat anschießen lassen?«

Gus Snyder sprang so jäh aus seinem Stuhl hoch, dass dieser hinter ihm polternd zu Boden fiel. Dann hob er den unverletzten, linken Arm und kam auf seine Tochter zu.

Der schwere 45er, den Kate plötzlich in ihren Händen hielt, stoppte ihn jedoch so abrupt, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

»An deiner Stelle wäre ich etwas vorsichtiger! Habe ich dir nicht schon heute Mittag gesagt, dass ich kein Problem damit habe, dir eine Kugel in deinen gottverdammten Schädel zu jagen!«

Gus Snyder antwortete mit einem urwelthaften Brüllen, das eher an einen weidwund geschossenen Büffel als an einen Menschen erinnerte.

Niemand vermochte später zu sagen, ob es sein angeborener Jähzorn war, oder der viele Schnaps, den er getrunken hatte, um die Schmerzen seiner Schussverletzung zu ertragen, dass er trotz der Warnung auf seine Tochter zustürmte.

Kate Snyder reagierte jedenfalls mit der gleichen Gefühlskälte, mit der sie Billy Blue Eye erstochen hatte. Ohne eine Miene zu verziehen, krümmte sie den Finger um den Abzug. Das Krachen der schweren Waffe klang in der kleinen Hütte wie ein Kanonenschuss.

Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, lag Gus Snyder

blutend auf dem Boden und alle Augen waren auf Kate gerichtet.

»Du ... du hast ihn ...«, stammelte Jack fassungslos.

Kates Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze aus Wut und Hass, während sie ihrem Bruder antwortete: »Hätte ich etwa warten sollen, bis er mich wieder so zurichtet wie letztes Mal, als ich fast eine Woche lang nicht laufen konnte? Außerdem habe ich ihn nicht erschossen, ich habe ihm lediglich eine Kugel in seine ohnehin schon kaputte Schulter verpasst.«

»Trotzdem, er ist unser Vater!«

»Vater sagst du zu diesem versoffenem Dreckstück?«, gifte Kate, der vor Wut förmlich der Schaum auf den Lippen stand. »Dieses Schwein, das uns alle jahrelang beschissen hat und dafür sorgte, dass wir hier wie die Ratten im Dreck leben und der uns bei jedem Widerspruch fast totsclug, den nennst du noch Vater?«

Bevor Jack seiner Schwester eine Antwort geben konnte, mischte sich ihre Mutter, die unterdessen neben ihrem Mann kniete, in das Gespräch ein.

»Er ist bewusstlos, aber die Kugel steckt noch.«

Dabei richtete sie ihren Blick auf Kate.

»Wenn wir sie nicht herauschneiden, wird er sterben. Ich hoffe, du bist dann zufrieden?«

»Wenn du es genau wissen willst, nein! Ich bin erst zufrieden, wenn wir alle nicht mehr in diesem Rattenloch leben müssen. Sei ehrlich Ma, du doch auch. Oder träumst du nicht auch von einem besseren Leben, von anständigen Kleidern, von einer kleinen Farm mit einem Gemüsegarten hinterm Haus und davon, dass dich andere Menschen respektieren und achten? Also ich schon, aber das wird erst passieren, wenn der da nicht mehr ist, und deshalb werde ich ab sofort

hier das Kommando übernehmen.«

»Du?«, sagte Emma spöttisch. »Bist du nicht noch etwas zu jung dafür?«

»Das glaube ich nicht, aber jetzt genug mit dem Gerede. Wenn wir weiter nur herumstehen und quatschen, wird das nichts mit unserer neuen Zukunft.«

»Was hast du vor?«, wollte Jack wissen.

»Zunächst einmal müssen wir diesen Fremden erledigen. Ich glaube kaum, dass er zufällig hier ist. Wir haben es in letzter Zeit mit unseren Überfällen zu toll getrieben, ich würde mich deshalb nicht wundern, wenn der Kerl ein Sheriff oder gar Ranger ist.«

»Ein Sternträger meinst du? Scheiße! Und jetzt?«

»Was jetzt?«, herrschte Kate ihren Bruder an. »Wir gehen da raus und legen ihn um, so einfach ist das. Dann packen wir zusammen, fahren ins Nachbarcounty, wo die Behörden von hier nichts zu melden haben, und verkaufen unsere ganzen Sachen auf dem nächsten Wochenmarkt. Ich bin mir sicher, dass wir genug zusammenbekommen, um uns dann irgendwo, wo uns keiner kennt, eine kleine Farm zu kaufen, um endlich wie normale Menschen zu leben.«

»Das hört sich zwar gut an, aber daraus wird vorerst nichts.«

Kate Snyder, die sich nach ihren Worten abgewandt hatte und gerade im Begriff war, mit dem Colt in der Hand auf die Straße zu gehen, blieb abrupt stehen und drehte sich zu ihrer Mutter um.

»Was soll das heißen?«

»Dass wir warten, was euer Vater dazu sagen wird. Er ist trotz allem noch das Oberhaupt der Familie.«

»Einen Scheißdreck ist er«, zischte Kate wutentbrannt.

»Hast du immer noch nicht mitbekommen, dass wir ihm völlig egal sind, solange er seinen Schnaps hat oder genügend Geld, um sich welchen zu kaufen? Wenn nicht, tust du mir leid.«

Dann wandte sie sich ihrem Bruder zu.

»Und was ist mit dir? Kommst du mit oder bleibst du hier, um genauso wie die anderen in diesem Rattenloch zu versauern?«

Jack warf einen kurzen Blick auf seinen bewusstlosen Vater und seine Mutter, die immer noch neben ihrem Mann am Boden kniete, schüttelte den Kopf und straffte die Schultern.

»Ich komm natürlich mit dir, oder hast du etwa schon vergessen, was wir unten am Fluss ausgemacht haben, nachdem wir den Cowboy ins Wasser geworfen haben?«

Ein Lächeln umspielte Kates Lippen, als sie ihrem Bruder antwortete: »Natürlich nicht, so lieb, wie du zu mir warst. Also los, kümmern wir uns um den Fremden.«

»Halt!«

Emma Snyders Stimme klang so schrill und schneidend, dass ihre beiden ältesten Kinder jäh verharrten, anstatt das Haus zu verlassen.

»Was soll das heißen, weil er so lieb zu dir war? Hast du etwa ...«

»Und wenn?«, antwortete Kate fast trotzig. »Was ist schon dabei! Ich kann es mir schließlich nicht aus den Rippen schwitzen.«

Emma Snyders Gesicht wurde mit jedem Wort ihrer Tochter immer grauer, bis ihr Antlitz die Farbe von erkalteter Asche angenommen hatte.

»Du hast mit deinem Bruder ... du Hure!«, schrie sie. »Ich habe schon lange so etwas geahnt. Du hast es ja sogar schon

einmal bei deinem Vater versucht, aber diesmal kommst du damit nicht durch. Du wirst unsere Familie nicht auseinanderbringen, du nicht! Das werde ich verhindern, und wenn es das Letzte ist, was ich tue.«

\*

Jim hatte die Augen zusammengekniffen und starrte angestrengt zu dem Haus hinüber, in dem sich die Snydersippe verschanzt hatte.

Tausend Gedanken jagten gleichzeitig durch seinen Kopf.

Was hatte dieser Schuss zu bedeuten und was das Geschrei der Frauen?

Wollte man ihn von irgendetwas ablenken oder warum griff man ihn nicht an?

Sie waren doch in der Überzahl!

Fragen über Fragen, doch Crown war nicht der Typ Mann, der seine Probleme aussaß, er handelte lieber vorher. Er schob das Gewehr zurück in den Scabbard, klopfte seinem Buckskin noch einmal aufmunternd auf den Hals und schlich dann aus der Scheune.

Sein eigener Colt und der, den er dem Jungen abgenommen hatte, mussten als Waffen genügen. Die insgesamt zwölf Bleihummeln, die in den Trommeln der beiden Colts steckten, sollten auf diese Distanz für die Snydersippe völlig ausreichen, wenn nicht, war er als Marshal sowieso eine Fehlbesetzung.

Tief geduckt schlich er aus dem Schuppen.

Auch wenn es fast eine halbe Ewigkeit dauerte, bis er in gebeugter Haltung die Mitte der Straße erreichte, konnte er kein Risiko eingehen. Der Mond hing hoch am Himmel und über-

flutete die Stadt mit klarem, kaltem Licht. Aufrecht würde er sich mit seiner breitschultrigen Gestalt deutlich von den dunklen Häuserzeilen abheben, genauso gut konnte er sich auch eine rote Zielscheibe auf den Bauch malen.

Doch je weiter er auf das Haus zu schlich, umso größer wurde ein anderes Problem.

Ein Problem, das er bereits bei seiner Ankunft in Rock Spring bemerkt hatte.

Ratten!

Überall auf der Straße war plötzlich ein Fiepen und Pfeifen zu hören. Die Dunkelheit trieb die hässlichen Nager aus ihren Löchern. Die ganze Stadt wimmelte vor graubraunen Leibern, es mussten wenigstens zwei Dutzend sein.

Angesichts ihrer Größe und ihrer entblößten Zähne verzichtete Jim darauf, weiterhin mit eingezogenen Schultern und gebeugtem Rücken über die Straße zu schleichen, die Biester konnten sonst auf den Gedanken kommen, dass er sich vor ihnen fürchtete. Wie recht er hatte, wurde ihm bereits eine Sekunde später klar, als er sich aufrichtete und bemerkte, wie sich eine der Ratten in seinen Stiefel verbissen hatte.

Wutentbrannt trat Jim mit dem anderen Fuß zu. Die Ratte hatte der geballten Kraft seines zweihundertzehn Pfund schweren Körpers nicht das Geringste entgegenzusetzen und schied mit einem schrillen Laut von dieser Welt.

Augenblicklich verzogen sich die anderen Tiere wieder unter die Stepwalks.

Obwohl dieses kleine Intermezzo alles andere als lautlos über die Bühne gegangen war, blieb es im Haus der Snyders weiterhin ruhig.

Zu ruhig für Crowns Geschmack.

Mit drei, vier weiten Sätzen brachte sich der Marshal erneut

an das Fenster, durch das er vor etwas mehr als einer Stunde die Kinder der Familie beobachtet hatte.

Doch diesmal bot sich seinen Augen ein anderes Bild.

Statt der Kinder, die sich in einer Ecke neben der Feuerstelle duckten, standen jetzt drei Erwachsene, ein Mann und zwei Frauen, in der Mitte des Raumes, von denen jeder eine Schusswaffe in den Händen hielt.

Die ältere Frau, der Beschreibung des Kiowa nach Emma Snyder, zielte mit einem doppelläufigen Derringer auf Kate, ihre Tochter, während diese einen schweren 45er auf sie gerichtet hatte. Jack, der älteste Sohn der Sippe, schwenkte wiederum den Lauf einer Schrotflinte ständig zwischen den beiden Frauen hin und her.

Niemand sprach ein Wort, aber die Entschlossenheit, mit der sie alle ihre Waffen in den Händen hielten, sprach Bände, was auch in den weit aufgerissenen Augen der Kinder abzulesen war.

Einen Moment lang war Jim unentschlossen.

Doch nur für einen Moment, dann brach in der Geisterstadt die Hölle los.

\*

Urplötzlich war die Nacht von donnerndem Hufschlag erfüllt, während gleichzeitig in der Hütte Gus Snyder wieder aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte. So benommen er auch noch war, benötigte er doch nur wenige Sekunden, um die Situation zu erkennen. Unbemerkt von den anderen fuhr seine Hand unter sein verdrecktes Hemd und kam kaum einen Herzschlag später mit einem kurzläufigen Storekeeper Colt wieder zum Vorschein.

Bevor Jim oder jemand aus der Hütte auch nur ansatzweise reagieren konnte, hatte er sich, auf den Ellbogen abgestützt, aufgerichtet und zielte auf seine Tochter.

Aber auch diesmal war Gus Snyder zu langsam für Kate.

Er hätte zuerst schießen und dann fluchen sollen, so aber hatte Kate, die ebenfalls einen schussbereiten Colt in den Händen hielt, jenen Sekundenbruchteil an Zeit zur Verfügung, die in einem Revolverkampf auf diese Distanz über Leben und Tod entschied.

Gus Snyder krümmte gerade den Finger um den Abzug, als es in Kates rechter Hand bereits aufblitzte. Das belfernde Krachen der Schussdetonation erfüllte den kleinen Raum bis in den hintersten Winkel. Das großkalibrige Geschoss aus dem Colt der jungen Frau zerriss die verlebten Gesichtszüge von Gus Snyder und trat am Hinterkopf wieder aus. Gus fiel nach hinten, während der Colt seinen Fingern entglitt.

Aber das bekam Kate nicht mehr mit, denn im gleichen Augenblick, in dem ihr Vater sein Leben aushauchte, hob ihre Mutter den Derringer an und tötete sie mit einem Schuss ins Herz.

Kate stolperte nach hinten und fiel wie ein gefälltter Baum zu Boden. Noch bevor ihr Körper den festgestampften Lehmfußboden berührte, trat Crown die Hüttentür mit dem Stiefelabsatz aus den Angeln und stürmte mit gezogenen Colts in den Raum.

Mit seinem entschlossenen Handeln überrumpelte er die Snyders völlig. Jack war so perplex, dass er nicht die geringste Gegenwehr zeigte, als ihm Crown die Schrotflinte aus den Händen schlug und sie mit der Fußspitze durch die offen stehende Tür nach draußen beförderte, während seine Mutter einfach nur dastand und auf ihren toten Mann starrte.

Einzig der Junge, der am Abend auf ihn geschossen hatte, machte einen Versuch, sich ihm zu widersetzen.

In seinen Augen blitzte es hasserfüllt auf, indes er einen Schritt auf die Feuerstelle zuging und seine Rechte nach dem eisernen Schürhaken ausstreckte.

»Finger weg, oder ich verpass dir diesmal eine Ohrfeige, dass du zwei Purzelbäume schlägst!«

Jims Drohung zeigte sofort Wirkung.

Die Hand des Jungen zuckte zurück, als hätte er sich die Finger verbrannt, und der Hass in seinen Augen wich einem Anflug von Angst, während er zurückwich und sich dabei unbewusst über die Stelle strich, die vor Kurzem Bekanntschaft mit der Rechten des Marshals gemacht hatte.

Aber das beachtete Jim bereits nicht mehr, denn im selben Moment verstummte draußen der Hufschlag und drei Männer stürmten herein, die er nur allzu gut kannte.

Während Sheriff West und Town Marshal Paul Cable Emma Snyder und ihrem Sohn Jack Handschellen anlegten, blieb Tsekojate, der Kiowa, breitbeinig im Türrahmen stehen und grinste wie ein Honigkuchenpferd.

»Woher zum Teufel wusstest du, dass ich ...«

»Ich bin dir noch etwas schuldig, Bruder«, unterbrach der Indianer Crown. »Da ich mir denken konnte, dass du hier Schwierigkeiten bekommst, habe ich die beiden Sternträger alarmiert.«

»Das war zwar okay von dir, aber es hätte auch anders ausgehen können. Du weißt doch, dass die zwei offiziell die Reservation nicht betreten dürfen.«

»Das habe ich ihm auch gesagt«, mischte sich Casey West in die Unterhaltung ein. »Und wissen Sie, was diese verdammte Rothaut mir darauf antwortete?«

»Ich glaube, ich kann es mir ungefähr denken«, erwiderte Crown grinsend.

»Das können Sie eben nicht«, polterte Casey West.

Aber sein Ärger schien nur gespielt zu sein, denn bereits bei seinen nächsten Worten verzogen sich seine Mundwinkel zu einem unübersehbaren Schmunzeln.

»Dieser rote Teufel hat mir doch tatsächlich damit gedroht, sich an den Gouverneur zu wenden, wenn wir ihm nicht folgen würden. Möchte bloß wissen, woher der Kerl solche Dinge weiß.«

»Schätze, das liegt daran, dass heutzutage in der Reservation nicht nur Singen und Tanzen gelehrt wird.«

Das Lachen, das Tsekojate von sich gab, hallte noch in den Ohren der Männer nach, als sie längst auf dem Weg nach Georgetown waren.

Als sie die Stadt verließen, drehte sich Jim noch einmal im Sattel um.

Die ganze Mainstreet von Rock Springs war von haarigen, schmutzig-braunen Tierkörpern bedeckt. Es hatte den Anschein, als hätten sich alle Ratten der Stadt versammelt, um zuzusehen, ob die Menschen ihre Stadt auch wirklich verließen.

Den Lauten nach, die sie dabei von sich gaben, schienen auch sie darüber erleichtert zu sein, dass ihre zweibeinigen Verwandten endlich von der Bildfläche verschwanden.

\*

Zwei Wochen später fand in Georgetown der Prozess gegen die restlichen Mitglieder der Snydersippe statt. Nachdem durch Indizien und Zeugenaussagen feststand, dass Gus und

Kate Snyder die Drahtzieher und Mörder waren, wurde Jack nur wegen Mitgliedschaft einer räuberischen Bande und Beihilfe zum Raub zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt und die anderen Sprösslinge der Familie in ein Heim für schwererziehbare Kinder übergeben.

Emma Snyder hingegen landete im Irrenhaus.

In dem Moment, indem sie vom Inzest zwischen Kate und Jack erfuhr und danach zusehen musste, wie ihre Tochter den eigenen Vater kaltblütig erschoss, war irgendetwas in ihr zerbrochen. Die Tatsache, dass sie daraufhin Kate tötete, war ihr schon nicht mehr bewusst.

Ihr Geist weilte zu diesem Zeitpunkt bereits in anderen Sphären. Außer dem sinnlosen Zeug, das sie seither vor sich hinbrabbelte, war nichts mehr von ihr zu hören.

Damit hatte die Familie, die Tsekojate einmal als Prärieratten bezeichnete, aufgehört zu existieren.

\*

### **Nachtrag des Autors**

Ein solches Ehepaar, das entlang von Überlandstraßen Reisende und Frachtwagen überfiel, ausplünderte und schließlich ein gewaltsames Ende fand, hat es wirklich gegeben.

John und Katherine Florman trieben zwischen 1867 und 1872 in Nordkalifornien und Oregon ihr Unwesen.

Wenn man den zeitgenössischen Berichten über ihr Leben und Wirken Glauben schenken darf, waren sie wahrscheinlich noch verdreckter, verwahrloster und menschenverachtender, als ich meine Protagonisten hier beschrieben habe.

Gerüchten nach stammten beide aus Kentucky und kamen

um 1866 nach Oregon.

Nach den Aussagen von Frank Jenkins und C. T. Murray, zweier Zeitzeugen, sollen die Belohnungen, die zu ihrer Ergreifung führten, bis zu 850 Dollar betragen haben, eine stolze Summe, wenn man bedenkt, dass zu dieser Zeit der Jahreslohn eines tüchtigen Cowboys kaum mehr als die Hälfte betrug.

## ENDE

\*

Eagleman lag mitten im Raum auf dem Fußboden. Rücklings wie ein Käfer, Arme und Beine weit von sich gestreckt.

Überall war Blut!

So, als ob jemand einen Eimer mit roter Farbe über ihm ausgeleert hatte.

Als Crown seinen Freund und einstigen Mentor betrachtete, musste er schlucken.

Der Kopf seines alten Gefährten war eine einzige Wunde.

Topsana, seine Frau, lag nebenan. Nackt, zerkratzt und geschändet!

Jim Crown schwor sich in diesem Moment, nicht eher zu ruhen, bis er die Mörder gestellt hatte ...

Die Saga um US-Marshal Jim Crown geht weiter.

Band 45 trägt den Titel

*Jim Crowns Todesschwur*